Christinen's Mißgriff.

Zweiter Band.

Christinen's Mißgriff.

Von

der Verfasserin von „John Halifax".

Aus dem Englischen

von

Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

Bei den geheimnißvollen, wunderbaren Schickungen des menschlichen Lebens liegt oft ein Trost in dem Glauben, daß unsere Irrthümer, Mißgriffe, ja selbst unsere Sünden zu einem Werkzeuge werden können, unsere Erziehung für die Unsterblichkeit zu vollenden.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

Erstes Kapitel.

Während Christine sich ankleidete, schien die Abendgesellschaft selbst in ihren Augen ihre Schrecknisse zu verlieren. Sie mußte immer wieder an die Worte ihres Mannes denken und an das, was sie gesagt, worüber sie jetzt, da das Feuer der Begeisterung nachgelassen, etwas beschämt war. Doch weshalb eigentlich? Warum sollte sie nicht frei und offen zu ihrem Manne sprechen, ihm ihre Ansichten mittheilend? Es wurde ihr jetzt immer leichter, denn wenn er auch nicht viel erwiderte, so war sie doch sicher, daß er sie nie mißverstand, und nie mit jenen kalten, scharfen und doch das Ziel verfehlenden Bemerkungen antwortete, die im Gespräch mit Fräulein Henriette Christinen zeigten, daß sie Beide in ihren Meinungen über Menschen und Dinge auf so verschiedenen Punkten standen, wie die Pole von einander entfernt sind.

„Sie mag nicht anders können, aber auch ich muß bei meinen Ansichten bleiben", dachte Christine oft im Stillen. Wie sie aber Alle mit diesen Verschiedenheiten der Charaktere friedlich unter einem Dache leben sollten, das blieb ihr stets ein trauriges Räthsel.

Ueberdies war ein neues Empfinden im Herzen der jungen Frau aufgetaucht, sie hatte jetzt oft den Wunsch, ihren Mann für sich allein zu haben, sie hörte auf, das Bedürfniß des „Schattens eines Dritten“ zu fühlen, dieser Barrikade gegen das ungestörte Zusammenleben von Zweien, welche durch anwesende Tanten oder Kinder gebildet wird. Zuweilen würde sie sehr glücklich gewesen sein, sie Alle, Alle fortzuschicken, um einmal einen Abend ganz allein mit ihrem Manne zu verleben. Es war so hübsch, zu ihm zu sprechen, ihn reden zu hören. Die angenehme Erinnerung an ihre letzte Unterhaltung war Christinen noch gegenwärtig, während sie Toilette machte, ein Geschäft, welches ihr weniger Freude bereitete als den meisten jungen und überdies schönen Frauen.

Letitia war ihr dabei behülflich. Christine hatte sie holen lassen und sie war sehr ängstlich und demüthig gekommen; ihre Stiefmutter sagte ihr nur wenige ernste und doch gütige Worte, denn Titia's Augen waren vom Weinen geschwollen und ihr Gesicht trug einen so mürrischen Ausdruck, den selbst Christinen's Milde nicht zu zerstreuen vermochte. Phillis hatte ihr Fortgehen bemerkt und sie dafür bestraft, nicht durch Schläge, die waren jetzt verboten, doch durch irgend eine jener kleinen Tyranneien, welche Phillis „Erziehung“ nannte. Titia schien mit dem Argwohn, der allen schwachen und feigen Naturen innewohnt, ihre Stiefmutter als die Urheberin der ihr widerfahrenen Strafe zu betrachten, indem jene ihr Versprechen nicht gehalten und der Kinderfrau von ihrem Ungehorsam erzählt habe.

Sie stand scheu und mißmuthig seitwärts, that nicht

mehr, als was ihr geheißen wurde und öffnete die fest zusammengepreßten Lippen nur, um irgend eine scharfe, ganz unkindliche Bemerkung zu machen, die aber sehr an Tante Henriette erinnerte.

„Dies sind hübsche Armbänder", sagte sie einmal, „aber die meiner lieben, seligen Mama waren doch viel dicker und breiter, sie trug auch mehr Schmucksachen."

War es die in der weiblichen Natur erbliche Fähigkeit, Tact oder Malice genannt, je nachdem sie gebraucht wird, welche die Frauen lehrt, die verwundbaren Stellen bei einer Mitschwester so schnell herauszufinden und sanft zu schonen oder tief zu verletzen, die das kleine Mädchen so oft „ihre liebe, selige Mama" anführen ließ, oder hatte man sie gelehrt, es zu thun?

Christine konnte es nicht entscheiden, aber die Stiche mußten ertragen werden, und sie hatte nachgerade gelernt, wie dies am besten möglich war. Sie antwortete freundlich:

„Natürlich trage ich weniger Schmuck als Deine Mama, sie war reich und ich bin arm. Ich habe keine anderen Kleinodien, als die Dein Vater mir geschenkt."

„Er gibt Dir sehr viele schöne Sachen, nicht wahr? Alles, was Du hast, ist von ihm?"

„Ja."

„Magst Du es gern, daß er dies thut?"

„Gewiß."

„Dann ist dies also der Grund, weshalb Du ihn heiratetest? Tante Henriette sagt es wenigstens."

Christinen's Blut wallte heiß empor. Und doch wiederholte Letitia nur, was ihr erzählt worden, auf sie

durfte sie nicht zürnen. Sie fühlte, es sei jetzt der richtige Zeitpunkt zum Sprechen gekommen, und selbst ein Kind mußte die Wahrheit hören. Ernst, doch sanft erwiderte die junge Frau:

„Meine liebe Titia, Deine Tante Henriette befindet sich in einem großen Irrthum, wenn sie das denkt. Sie sagt und glaubt etwas durchaus Unwahres. Ich heirathete Deinen Vater, weil ich (o, daß sie hätte sagen können „ihn liebte!") ihn für den besten Mann in der ganzen Welt hielt. Und das ist er, wie wir Alle wissen. Nicht wahr, Arthur?"

„Hurrah! Drei Lebehochs für den Papa! Den besten, gütigsten Papa, den es jemals gab!" rief Arthur, der auf seinen besonderen Wunsch auch noch ein wenig nach seiner Mutter Zimmer gekommen war, um sie in ihrem „Staate" zu sehen.

Letitia war zu fein und damenhaft, um in einen so lauten Enthusiasmus einzustimmen, aber sie lächelte doch. Wenn es in diesem kleinen kalten Herzen eine warme Stelle gab, so hatte der Vater sie inne, wie in jedem Herzen, das ihm nahe stand.

„Du siehst recht hübsch aus", sagte Letitia herablassend. „Später, wenn ich größer bin, wirst Du mich auch wohl schön anziehen und mit Dir nehmen? Nicht wahr, Du wirst mich nicht in das Kinderzimmer einsperren, bis ich alt bin? Phillis sagt, Du würdest es thun."

„Das hat Phillis Dir gesagt?" fragte Christine, und ihr sank das Herz bei der entschiedenen Unmöglichkeit, sich unter diesen Einflüssen die Liebe der Kinder zu erwerben.

„Phillis ist eine Närrin!“ rief Arthur ärgerlich. „Wenn ich erst gesund bin und sie sagt wieder solche Dinge hinter meiner Mutter wie früher, so soll sie an mich denken, ich will es ihr eintränken!“

Christine lächelte, ein trübes Lächeln; aber sie hielt es für das Beste, keine Bemerkung zu machen, und bald kam Phillis, die Kinder zu holen.

Nachdem sie gegangen, stand die junge Stiefmutter noch lange am Kamin ihres Zimmers und dachte voller Schmerz und Sorge an ihre Kinder, Plan auf Plan entwerfend, wie sie es anfangen solle, ihre Herzen zu gewinnen. Ach, es schien ihr noch wenig Hoffnung dazu vorhanden.

Sie blickte traurig in die verglimmenden Kohlen und dann fielen ihre Augen auf einen kleinen Kalender, welcher das laufende Datum anzeigte — den einundzwanzigsten März.

War es möglich, daß sie erst drei Monate verheirathet war? Sollte keine längere Zeit seit dem denkwürdigen Tage verflossen sein, da ihr einsames, nur auf sie beschränktes Leben seine engen Grenzen verließ und zu einem vollen, ganzen, viel wichtigeren und auch theilweise angenehmeren Dasein wurde? Denn es war durchaus kein trübes Antlitz, welches ihrem Blick in den Spiegel begegnete; es strahlte von Jugend und Frische und trug einen Ausdruck sanften Friedens, der eine Erhöhung der Schönheit ist.

Christine schien selbst überrascht, aber froh überrascht.

Die Uhr schlug acht; so war sie noch zu frühzeitig fertig geworden; sie nahm ihren weißen Kaschmirmantel

um und ging in das Wohnzimmer hinab, in der Absicht, noch ein wenig zu singen, wie sie jetzt täglich that, und selbst wenn es ihr keine Freude gemacht hätte, aus Dankbarkeit für die Güte ihres Mannes gethan haben würde.

Aber sie fand am Singen selbst großes Vergnügen. Sobald nur irgend eine jener kleinen häuslichen Scenen vorüber und der durch Fräulein Henriette bereitete Schmerz überwunden war, vermochte nichts und Niemand den musikalischen Genius in Christine zu unterdrücken, er sprudelte empor wie ein Bronnen der Erquickung, ein Quell des Lebens. Als sie an diesem Abend zu singen begann, war sie allein im Zimmer und sie sang mit einem solchen Entzücken, solcher Begeisterung, daß sie Alles um sich her vergaß und nicht das Kommen ihres Mannes hörte, nicht bemerkte, wie er schon einige Zeit hinter ihrem Stuhle stand. Als er seine Hand leise auf ihre Schulter legte, schrak sie zusammen und sagte dann lächelnd:

„O, Du bist es nur!“

„Nur ich. Störe ich Dich?“

„Ich fürchte eher, Du könntest mich dessen anklagen.“

„Inwiefern, Christine?“

Die junge Frau vermochte es nicht so recht zu sagen, es war mehr ein Ahnen; endlich gestand sie offen, sie bilde sich ein, er liebe die Musik nicht.

„Möglich, vielleicht auch nicht. Aber ich liebe Dich. Sage mir“, er setzte sich nieder und nahm ihre Hand, „fühlt „Arthur's Singvogel“ sich nicht zuweilen gleich einem Vogel im engen Käfig? Wünschtest Du nicht in der großen Welt, in London, zu leben, wo Du nach

Bällen und Concerten gehen könnteſt, ſtatt in einer öden, ſtillen Rectorei eingeſchloſſen zu ſein, mit einem ſolchen alten Bücherwurm wie ich?"

„Aber Arnold!"

„Sieh nicht ſo gekränkt aus, mein Liebling. Bekenne lieber, iſt es nicht ſo, wie ich ſagte?"

„Nein und tauſendmal nein! Wer hat Dich auf ſolche Vermuthungen gebracht? Denn von ſelbſt wärſt Du nicht darauf gekommen. Es iſt ſchlecht, grundſchlecht und Du ſollteſt gar nicht darauf hören."

Heiße Thränen ſtrömten aus ihren Augen, zum größten Staunen ihres Mannes. Er war ſo beſtürzt und ſah ſo tief kummervoll aus, daß ſie ſeinetwegen ſich ſo bald es wieder möglich war bezwang.

„Ich wollte nicht ſo heftig und erregt ſein, aber Du mußt auch bedenken, ich bin noch jung, Du heiratheteſt ein armes, ſchutzloſes, unerfahrenes Mädchen, dem Niemand die rechte Anweiſung gegeben, das, was es weiß, ſich ſelbſt lehren mußte. Ich bemühe mich ſo ſehr, gut zu ſein, ſie wollen mich nur nicht dazu gelangen laſſen."

„Wen meinſt Du mit dieſem ſie?"

Nein, er hatte gewiß keine Ahnung, wie ſchwer der tägliche häusliche Zwiſt, dieſer Guerillakrieg, zu tragen war. Und es mochte beſſer ſein, er wußte nichts davon. Sie fühlte ſich jetzt ſtark genug, den Kampf allein zu beſtehen. Freilich rückte ſie langſam vorwärts, Schritt für Schritt durch Feindes Land. Aber ſie kam doch weiter, und mit Kraft und Ausdauer konnte ſie noch den Sieg erringen.

„Still, ich höre Tante Henriette draußen an der

Thür. Bitte, geh ihr entgegen, unterhalte sie, damit sie nicht bemerkt, daß ich geweint habe!"

Diese Befürchtung wäre durchaus unnöthig gewesen, denn Fräulein Henriette war zu sehr mit ihrer eigenen Erscheinung beschäftigt, die auch sehr stattlich war, um etwas Anderes zu sehen. Ihr schweres, schwarzes Atlaskleid rauschte zum Entzücken, die echten, schwarzen Spitzen saßen und fielen luftig und hübsch, und ihre schöne, wohlerhaltene Gestalt zeigte sich in dem reichen Anzuge auf das Vortheilhafteste. Sie war so mit sich selbst zufrieden, daß sie sich Jedem freundlich erwies, und als Doctor Grey an diesem Abend in die Empfangszimmer der Rectorei von St. Mary trat, an einem Arme seine junge, schöne Gattin, an dem anderen die stattliche Schwägerin, da mußte Jeder gestehen, sie sähen Alle sehr gut aus, Doctor Grey sei ein beneidenswerther Mann, und die Familie müsse eine sehr glückliche sein.

Zu ihrem eigenen Erstaunen fühlte sich Christine, nachdem die erste Befangenheit vorüber war, wirklich glücklich. Ihr künstlerischer Sinn ergötzte sich schon an dem neuen Schauspiel vor ihr. Es war aber auch ein Anblick, wie man ihn nicht so leicht, außer in Avonsbridge finden möchte. Durch die großen, unermeßlich hohen, alterthümlichen Räume und gewölbten Säle, welche von einer unendlichen Masse Wachskerzen erhellt waren, wogte eine bunte, reichgekleidete Menge. Der Unterschied von einer der gewöhnlichen Abendgesellschaften der großen Welt lag darin, daß hier nicht nur die Damen geschmückt waren und die Herren den schwarzen, dunklen Hintergrund bildeten, wie dies meist der Fall ist, nein, hier boten die

Männer einen fast noch reicheren Anblick als die Frauen, denn viele von ihnen trugen ein so malerisches Kostüm, daß man hätte glauben können, sie seien soeben aus den alten Bildern, welche die Wände zierten, herabgestiegen. Unzählige lange und weite Gewänder von allen Farben und Formen zeichneten die Spitzen und Würdenträger der Collegien aus, dann kamen die Mitglieder in ihrer hellen, bunten Amtstracht, und mehrere hübsche, junge Studenten, meist Edelleute, in ihren kleidsamen Anzügen, während mehr nach der Thür zu noch einige Nichtgraduirte, schüchtern und zaghaft, die hohe Ehre der Gastfreundschaft des Vicekanzlers genossen.

Die Frauen waren meist nicht mehr jung und kaum einige hübsch, und doch machte es Christinen Freude, sie anzusehen. Zum ersten Mal in ihrem Leben wurde ihr die volle Bedeutung der Worte „in großer Toilette" klar. Das Leuchten der Diamanten, die zarte, duftige Schönheit der alten, echten Spitzen, das Rauschen der schweren Damastkleider, das Glänzen des Atlas, das Alles gefiel ihr ungemein, ja, sie fand ein fast kindliches Vergnügen an dem neuen Anblick; es war wie ein Bild, welches ihren Künstlersinn anregte; daß auch sie eine Stelle darin ausfüllte, daran dachte Christine nicht. Sie war so damit beschäftigt, die Anderen ringsumher zu betrachten, daß sie ganz übersah, wie man auch nach ihr blickte; und als nach einer halben Stunde ihr Mann sich aus einer Gruppe von Herren frei machte und zu ihr kam mit der Frage, ob es ihr gefalle, entgegnete sie mit einem Eifer, über den er lächeln mußte: „Sehr, o so sehr!"

Ja, sie amüsirte sich, obgleich eine Menge Leute ihr

zugeführt und vorgestellt wurden und durch ihre oft recht oberflächlichen Bemerkungen sie langweilten. Aber es gab auch interessante Gespräche mit Menschen, die viel vornehmer, klüger und gelehrter waren, als sie in ihrem früheren Leben jemals welchen begegnet war, und trotzdem machten sie Christinen nicht scheu und verlegen, sondern sie verstanden es, sie zum Sprechen zu bringen und fanden Vergnügen daran, ihr zuzuhören. Sie hatte keine Ahnung davon, daß ihre Unbefangenheit sie noch viel reizender und hübscher machte, und daß man an allen Enden des Saales die schmeichelhaftesten Bemerkungen nicht nur über die Schönheit, sondern auch über das kluge, feine und gebildete Benehmen der jungen Frau des Rectors von St. Bede hörte.

Nur ein- oder zweimal kam ihr der Gedanke, der zugleich etwas Belustigendes und Trauriges hatte, wie gering wohl alle diese Menschen noch vor einem Jahre von ihr gedacht haben möchten, und wie vollständig sie auch noch jetzt ihre Existenz ignoriren würden, wenn sie eben nicht Doctor Grey's Gattin wäre. Und hierbei durchfluthete ihr Herz ein Strom der Dankbarkeit (war es nur Dankbarkeit?) gegen den braven, edlen Mann, der sie nur um ihrer selbst willen geliebt hatte, sie, die arme Christine Oakley, die alleinstehende Waise und Erzieherin.

Sie blickte sich verschiedene Male nach ihrem Manne um, und es war ihr, als fehle ihr etwas, als sie sein liebes, bekanntes Antlitz nicht unter all den fremden Gesichtern bemerkte; dann setzte sie sich an die Seite von Fräulein Henriette, welche mit dem Strome schwimmend

„ihre Schwägerin, Frau Grey“ auf das Wärmste und Zuvorkommendste patronisirte.

Nach einer flüsternden Berathung mit Fräulein Henriette trat des Vicekanzlers Gattin, die auch eine hübsche, junge, erst neu vermählte Frau war, zu Christinen hin und forderte sie zum Singen auf.

Jetzt war es vorbei mit ihrem Vergnügen. Alle ihre Zweifel und Befürchtungen kehrten zurück. Niemals hatte sie vor einer solchen Versammlung gesungen. Es würde nicht viel besser sein, als jene schreckliche Vorstellung, die sie früher öfter gequält hatte, da sie sich im Geiste auf die Bühne eines überfüllten Theaters geschleppt sah, um, von diesen tausenden von Augen angestarrt, zu singen und zu spielen.

„Nein, o nein, nicht heute!“ entgegnete sie fast bittend. „Ich möchte nicht — ich kann wirklich nicht singen.“

„Darf ich mir die Freiheit nehmen, diesen Ausspruch zu bestreiten“, sagte der junge Mann, auf dessen Arm gelehnt die Wirthin den Saal durchschritten hatte. Da sie selbst noch fremd in Avonsbridge war, wußte sie nichts weiter von ihm, als daß er ein Baron sei und funfzehntausend Pfund jährliche Einkünfte habe.

„Nun, Sir Edwin, so versuchen Sie Ihre Ueberredungskunst. Gestatten Sie, Frau Grey, Ihnen Sir Edwin Uniacke vorzustellen!“

Es geschah Alles so plötzlich, die Macht des Augenblickes war so groß und zwingend, daß Christine ruhig und kalt wie eine Bildsäule dastand. Sie verbeugte sich und er that dasselbe; wie bei der Vorstellung zweier ganz Fremder ging es zu. Später erinnerte sie sich genau,

daß sie nicht die geringste Erregung verrathen habe, als sie, was ihr einzig zu thun übrigblieb, aufstand und ihre Finger leicht auf Sir Edwin's dargebotenen Arm legend, den Saal durchschritt, gerade auf das Piano zu.

Sie zog ihre Handschuhe aus, doch kein Wort war zwischen ihnen Beiden gewechselt worden.

Der junge Mann stellte sich hinter ihren Stuhl. Sie richtete nicht einen Blick auf ihn, sie ließ sich keine Zeit darüber zu denken, wie er dahin gekommen sei, oder sich über das weite Gewissen der Welt zu wundern, die ihn alsobald wieder in die Gesellschaft aufgenommen hatte, aus der man ihn erst vor so kurzer Zeit verächtlich ausgestoßen. Ihr einziger klarer Gedanke war, sie müsse ein Lied singen, und sobald dies geschehen, wolle sie sich an einem stillen, ruhigen Ort verbergen. Mit dem letzten Tone stand Christine auf.

„Noch nicht, bitte, noch nicht! Singen Sie noch das eine Lied — Sie kennen es:

„In Deinen Augen strahlt die Liebe!"

Als die Stimme hinter ihr — o, wie erschreckend bekannt sie klang — dies sagte, wandte Christine sich um. Jetzt noch den Herrn zu ignoriren, war unmöglich, und durch das leiseste Zeichen die Empörung zu verrathen, welche ihr ganzes Sein durchzitterte, ebenso unstatthaft. Sie hatte nur einen Ausweg. Fest und kalt richtete sie ihre Augen auf ihn, und ebenso fest und kalt klangen die Worte:

„Nein, ich ziehe es vor, heute nicht mehr zu singen."

Was, oder ob er überhaupt antwortete, wußte Christine nicht, nur daß er sie wieder an seinem Arme durch

die Menge zu Fräulein Henriette führte, sich dann höflich verbeugte und verschwand.

So war es denn geschehen und vorüber! Sie waren wieder zusammengetroffen, sie und der Mann, der sich während weniger Wochen als ein Liebender gegen sie benommen; sie war ihm wieder begegnet, und sie wußte nun, sie liebte ihn nicht mehr. Nein, nicht ein Atom von Liebe empfand ihr Herz. Dieses Gefühl war erstorben durch das vollständige Ertödten jener Achtung, ohne welche eine edle Frau nicht weiter lieben kann. Wenigstens Christine vermochte es nicht. Zeihe man sie nicht des Leichtsinnes und der Veränderlichkeit, noch halte man es für unnatürlich, daß ihre Liebe erlosch. Nach dem, was sie durch unwiderlegliche Beweise erfahren (es ist nutzlos, auf die näheren Umstände einzugehen, denn es gereicht Keinem zum Nutzen, im Schlamme zu wühlen), wäre es für ein tugendhaftes Mädchen viel unnatürlicher, ja sündhaft gewesen, diesen Mann ferner zu lieben.

Christine liebte ihn nicht mehr, dessen war sie gewiß. Sie blickte seiner hohen, schlanken, eleganten Gestalt nach, er war schön wie Lucifer, als er durch den Saal zurückschritt, und es war ihr, als sei sein Antlitz häßlich und widerwärtig geworden. Sie erschauerte bei dem Gedanken, daß einmal — Gott sei gedankt, nur einmal — sein Mund ihre Lippen berührt hatte, daß sie ihm erlaubt, ihr von Liebe zu sprechen und zu schreiben, und daß sie ihm geantwortet, und wenn es auch keine Liebesbriefe waren, so konnte doch nur ein Mädchen in dieser Weise an einen Mann schreiben, von dessen eigenem Werth und seiner Liebe zu ihr sie vollkommen überzeugt ist.

Was mochte aus dieſen Briefen geworden ſein? Kaum wußte ſie noch genau ihren Inhalt, doch der Gedanke an ſie ließ Chriſtinen erzittern und erglühen. Mit dem Gefühle unſäglicher Angſt und Beſchämung, als ob die ganze Welt mit Fingern auf ſie weiſe, auf ſie, Doctor Grey's Gattin, verbarg ſie ſich hinter Fräulein Henrietten's ſtattlicher Geſtalt und ſaß dort wartend, die Minuten zählend, bis ihr Mann kommen würde.

Endlich kam er, ſein gutes Geſicht vor Freude ſtrahlend.

„Chriſtine, ich hatte ein ſo intereſſantes Geſpräch mit — doch Du ſcheinſt ſehr angegriffen.“ Sie wußte, ſein Auge würde ſogleich den Wechſel in ihrem Angeſicht bemerken. „Mein Liebling“, flüſterte er zärtlich, „möchteſt Du nicht vorziehen, nach Hauſe zu gehen?“

„Ja, ja, bringe mich nach Hauſe!“

Faſt einem Schluchzen gleich kamen die Worte aus ihrer gepreßten Bruſt. Wie ein ſchutzſuchendes Kind hing ſie ſich an ſeinen Arm und ſicher führte er ſie durch die wogende Menge. Und ob ſie ihn ſchon mit voller Liebe umfaßte oder nicht, doch dankte ſie Gott aus tiefſtem Herzen für den Segen, einen Ehrenmann als Gatten an ihrer Seite zu haben.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen nachdem das Frühstück beendet, saß Christine in Gesellschaft der beiden Tanten ruhig bei ihrer Handarbeit.

Sehr ruhig, in Betracht der Ereignisse des vorigen Abends. In den langen Stunden der schlaflosen Nacht hatte sie mit ihrem Herzen Rath gehalten und war endlich gefaßter und still geworden. Weder ihr Mann noch Fräulein Henriette hatten von Sir Edwin gesprochen; wahrscheinlich kannte die Letztere ihn gar nicht, und in dem Gewühl hatte Jener ihn vielleicht übersehen; und daß der junge Mann wohl Alles thun würde, um mit dem Rector des Collegiums, von dem er schimpflich ausgewiesen worden, nicht zusammenzutreffen, war gewiß nur natürlich. Seine Erscheinung in St. Mary war freilich schon befremdend genug und konnte nur dadurch erklärt werden, daß des Vicekanzlers junge Gattin, die ihn erst als Sir Edwin Uniacke, den reichen, jungen Baron kennen gelernt, ihm eine Einladung geschickt hatte.

Aber würde es ihm, mit diesen Vorzügen ausgerüstet, nicht überhaupt leicht werden, in die Gesellschaft wieder Eintritt zu erlangen, selbst in Avonsbridge? Wer weiß,

wie bald sie wieder mit ihm zusammentreffen konnte, mit ihm, der, wenn er auch nicht ihr Verlobter gewesen, doch während vier kurzer, glückseliger Wochen sie mit einer Liebe umgeben hatte, die, wie Christine glaubte, ein wahres und treues Gefühl war. Dann kam jener schreckliche Donnerschlag, der sie aus ihrem Traum erweckte, jene furchtbare Entdeckung, welche an Stelle des Glückes und der Liebe Schmerz und Abscheu keimen ließ. Nachdem hatte er nie mehr einen Schritt in das Landhaus gesetzt, und niemals hörte Christine wieder von ihm oder über ihn ein Wort.

Hätte sie dies Alles ihrem Manne mittheilen müssen, wäre es noch jetzt ihre Pflicht, dies zu thun? Immer wieder und wieder erstieg diese Frage, endlose Zweifel und Verwirrungen im Gefolge. Es war ja zwischen ihr und Doctor Grey nicht wie zwischen zwei jungen Eheleuten von gleichem Alter. Weshalb ihn, der schon ein Mann in vorgerückten Jahren war, mit dem stören, was er vielleicht als die thörichte Liebesgeschichte eines Kindes betrachten würde? Und wenn es anders war, noch schlimmer. Warum ihn dann verwunden mit dem schärfsten Schmerz für ein liebendes Herz, durch das Aufdecken von Gefühlen und Ereignissen, die verborgen wurden und lange schon hätten mitgetheilt werden müssen. Er konnte das Ganze auf diese oder jene Weise nehmen, schwer oder leicht, sie wußte es nicht, sie kannte ihn noch nicht genug, um darüber eine klare Ansicht zu haben. Der Nachtheil aller in Hast geschlossenen Ehen war auch für sie nicht ausgeblieben, erst nach der Verheirathung mußte sie Alles herausfinden und verstehen lernen. Das innige Vertrauen

und Bekanntwerden, welches ein längeres Werben oder der Brautstand mit sich bringt, in dem Eigenthümlichkeiten und Schwächen, ja selbst Fehler nicht nur entschuldbar, sondern sogar theuer werden, weil sie so ganz mit der Individualität verschmolzen sind, diese einzige und heilige Bürgschaft für das spätere Glück des ehelichen Lebens war Christinen nicht zu Theil geworden.

Selbst jetzt, da es nur noch der Schatten einer gestorbenen Liebe oder besser einer Einbildung ihrer Phantasie war, selbst jetzt schreckte sie zurück, zu ihrem Manne darüber zu sprechen. Sie mochte Alles auf jene Zeit Bezügliche lieber unberührt in das Schattenreich entschwinden sehen.

Dies war der Entschluß, zu dem sie endlich gelangte, als das kalte, klare Licht des anbrechenden Morgens die Angst und Schreckniſſe, welche sie in der Stille der Nacht gequält, in die Flucht schlug. Und so saß sie denn später ruhig an dem Frühstückstisch, als Hausfrau und Haupt des kleinen Kreises um sie her, der trotz mancher Sorge und Noth ihr doch täglich lieber und theurer wurde, schon weil es der ihrige war.

Als sie zu dem Gatten und Vater hinüberblickte, der so froh und zufrieden inmitten seiner Familie saß, bemerkte sie wohl, daß die Morgensonne die Falten und Furchen seiner Stirn deutlicher hervortreten ließ, aber es war die offene, edle Stirn eines treuen, redlichen Antlitzes, welches der klare Wiederschein eines gleich guten Inneren war, und durch Christinen's bis dahin nicht sehr fromme Seele strömte eine so wahre und warme Dankbarkeit, die jeden Pulsschlag derselben zu einem religiösen Gefühle, einem Gebete machte.

Jener andere Mann mit seinen dreisten Augen hatte sie erzittern gemacht, vor der Berührung seiner Hand war sie zurückgebebt. — O, Dank dem Allgütigen, der sie von ihm befreit und in diesen Hafen des Friedens, der Reinheit und Liebe geführt hatte!

Als sie ihre Arbeit niederlegte, um zu Arthur's Sopha zu gehen, denn ihr armer, kränklicher, etwas verwöhnter Knabe fand keine Ruhe, wenn er nicht immer und überall bei ihr war — und ihm die Kissen und all seine Spielsachen zurechtlegte, überkam sie das Gefühl, daß die schwersten Pflichten, selbst die durch Undankbarkeit belohnten Mühen in dieser ihrer eigenen Heimath, doch weit dem Traum jenes Paradieseslebens vorzuziehen seien, den sie einst für ihre Zukunft sich ausgemalt, sie hätte ja doch erwachen müssen, um dann an jenes Mannes Seite eine Hölle auf Erden zu finden.

Das Dankgebet tönte noch in Christinen's Herzen nach, als sie die Glocke an der Hausthür erschallen hörte und sich mit leisem Schreck erinnerte, es sei die Zeit, da Fräulein Bennett zu kommen pflegte, und nun warte ihrer die schwere Aufgabe, mit der Lehrerin über den unangenehmen Vorfall von gestern zu sprechen.

Sie hatte bis zu diesem Augenblick die ganze Angelegenheit vergessen, was unter den obwaltenden Umständen nicht zu verwundern war. Mit einer Kraftanstrengung verbannte Christine alles Denken an sich selbst, die vorliegende Sache war von viel größerer Wichtigkeit und konnte für die junge Lehrerin die ernstlichsten Folgen haben; wenn sie nämlich entlassen werden mußte und Fräulein Henriette nicht zum Schweigen zu bringen war,

dann würde gewiß ganz Avonsbridge die Geſchichte erfahren.

„Das arme Mädchen“, dachte Chriſtine, „wer weiß, ob ſie jemals wieder eine Stelle bekommt. Und am Ende hat ſie gar nicht einmal etwas Böſes gethan, nichts Schlimmeres als Viele thun, als ich ſelbſt that, indem ſie zugab, daß ihr von Liebe geſprochen wurde und ſie dieſe Liebe für treu und echt hielt, trotzdem ſie nur Schein war. Vielleicht beſitzt ſie weder Verwandte noch Freunde, ſteht ſo allein da, wie ich ſtand, ohne Heimath, eine Waiſe! Armes, armes Mädchen! Ich will recht gütig gegen ſie ſein, recht rückſichtsvoll in meinen Worten.“

Dieſem Entſchluß zufolge ſtand die junge Frau auf, und ſtatt die Lehrerin in das Wohnzimmer führen zu laſſen, wie Fräulein Henriette zu erwarten ſchien, denn ſie ſaß mit einer Miene da, die deutlich ſagte, ſie würde der Sache auf den Grund kommen, ging Chriſtine nach der Halle, ihr dort zu begegnen.

„Sie ſind die junge Dame, welche meine Schwägerin als Lehrerin annahm?“

„Ja, Madame. Und Sie ſind Frau Grey?“

Voll Neugierde blickte Suſanne Bennett auf die Herrin des Hauſes, denn da Alles in Avonsbridge leicht bekannt wurde, ſo wußte ſie gewiß, daß Doctor Grey's junge Gattin früher die Erzieherin der Kinder des Goldſchmieds Ferguſon geweſen war.

„Wollen Sie mir wohl nach meinem Zimmer folgen, Fräulein? Ich möchte vor der Stunde etwas mit Ihnen beſprechen.“

„Gewiß, Frau Grey. Ich hoffe, Sie ſind mit meiner

Art des Unterrichtes zufrieden. Meine Empfehlungen, wie ich schon Fräulein Gascoigne mittheilte, sind von einigen der ersten Familien —"

„Ich zweifle nicht, daß meine Schwägerin zufrieden gestellt war", sagte Christine, Susanne Bennett unterbrechend, deren leichtes und doch selbstbewußtes Wesen, deren auffallender Anzug und der zugleich unterthänige und doch dreiste Ausdruck in ihrem Gesicht keinen günstigen Eindruck machten. Trotzdem sie hübsch war, lag doch etwas in ihrem ganzen Auftreten, das ein niederes Herkommen kennzeichnete und sie durchaus als „keine Dame" erscheinen ließ, wie schon Fräulein Henriette bemerkt. „Ihre Befähigung zur Lehrerin will ich nicht erproben, ich wünschte über etwas ganz Anderes mit Ihnen zu sprechen", fügte die junge Frau hinzu.

Einen Moment schien Susanne Bennett erschrocken, aber Christinen's Wesen war so durchaus höflich, selbst gütig, daß sie nicht zu glauben vermochte, es könne ihr ein ernstlicher Vorwurf in Aussicht stehen. Sie setzte sich ganz gelassen auf das rothe Sopha und begann mit prüfenden, neugierigen Blicken, in denen Bewunderung und Neid zu lesen waren, das hübsche Gemach, das zugleich Schlafzimmer und Boudoir war, zu betrachten.

„Ach, Frau Grey, welches reizende Zimmer! Wie es Ihnen gefallen muß! — Es ist ein schweres Loos, Kinder zu unterrichten."

„Ja, das weiß ich aus Erfahrung, ich war einst selbst Erzieherin."

Dieses mit solcher Offenheit gemachte Zugeständniß überraschte das junge Mädchen sichtlich. Mit noch größe-

rer Neugier, als ſie das ſchöne Zimmer gemuſtert, betrachtete ſie nun die feine, elegante Dame, die auch einſt Gouvernante geweſen und ſich nicht ſchämte, es zu bekennen.

„Nun, da muß ich ſagen, Sie haben durch Ihre Heirath ein großes Glück gemacht, Frau Grey; ich wünſchte nur, es ginge mir ebenſo.“

„Das iſt es gerade“, ſagte Chriſtine, die erſte Gelegenheit ergreifend, welche ſie dem unangenehmen Punkte näher brachte, „das iſt es, worüber ich mit Ihnen ſprechen wollte. Verzeihen Sie eine offene, vielleicht anſcheinend dreiſte Frage, welche Sie nicht zu beantworten brauchen, und doch wüßte ich gern, Fräulein Bennett, ob Sie verlobt ſind?“

„Verlobt?“

„Ja; ob Sie, von einem Manne zur Ehe begehrt, ſich ihm verſprochen haben?“

Fräulein Bennett erſchrak, erröthete ein wenig, ſah ſehr mißvergnügt aus und antwortete ſcharf und wie gegen ihren Willen: „Nein!“

„Dann erlauben Sie mir die Frage, für die ich ſchon jetzt um Entſchuldigung bitte und ſie nur thue, damit wir zu einer Verſtändigung kommen, wer war der Herr, mit dem Sie geſtern ſpazieren gingen, nachdem Sie meine kleine Letitia beredet, Sie in der Nußbaumallee zu treffen, war es ein Bruder oder ein Vetter von Ihnen?“

Suſanne Bennett ſchien niedergeſchmettert zu ſein.

„Wie kam es zu Ihren Ohren? Hat das Kind es wiedererzählt, das böſe kleine Mädchen — aber natürlich, that ſie es. Und dann ſetzten Sie ſich hin und beobach-

teten mich, das ist ein schöner Streich von einer Dame gegen die andere."

„Sie befinden sich durchaus im Irrthum", entgegnete Christine ernst. „Mir wurde die Sache durch Zufall bekannt, und da ich nicht zugeben darf, daß Letitia noch einmal zu etwas so Unerlaubtem verleitet werde, hielt ich es für das Beste und Redlichste, offen mit Ihnen zu sprechen und mir eine Erklärung von Ihnen zu erbitten."

„Diese kann ich nicht geben. Es steht mir doch auch das Recht zu, mit Jedem, der mir gefällt, einen Spaziergang zu machen."

„Ohne Zweifel, aber nicht Doctor Grey's kleine Tochter als Begleiterin mitzunehmen. Begreifen Sie es denn nicht, Fräulein Bennett" — Christine litt schon im Voraus, in dem Glauben, wie tief ihre Worte beschämen müßten — „wie schädlich diese Dinge für ein kleines Mädchen sind, das über die Liebe nicht eher etwas erfahren müßte, bis es selbst alt und gereift genug ist, um sie zu empfinden und kennen zu lernen? Und dann die Heimlichkeiten und Hehlereien, zu denen es führt. Sehen Sie es nicht ein, wie unrecht es war, ein Kind zu solcher geheimen Verabredung zu verleiten, und es zu vermögen, ohne Wissen seiner Mutter oder Wärterin sich aus dem Hause fortzustehlen?"

„Sie sind ja nicht Letitia's eigene Mutter, Frau Grey, es berührt Sie doch nicht."

Da Christine sah, daß ihre Güte und ihr Zartgefühl bei diesem impertinenten jungen Mädchen entschieden verschwendet waren, sagte sie jetzt sehr bestimmt und kalt: „Verzeihen Sie, Fräulein, es berührt mich so tief, daß

ich, so leid es mir um Sie thut, Ihnen für drei Monate Ihr Gehalt auszahlen werde, weil ich Ihres Unterrichtes für meine Tochter ferner nicht bedarf. Das Abkommen war, wie ich höre, stets nur auf ein Vierteljahr getroffen und somit ist es aufgehoben."

Susanne Bennett wechselte die Farbe, ihr verletzender, hochmüthiger Ton verwandelte sich in klagendes Bitten.

„Frau Grey, ich beschwöre Sie, nicht so streng zu sein! Ich bin eine arme Lehrerin, die es sich sauer werden läßt; mein Vater hat eine große Familie zu ernähren, und das Ladengeschäft geht schlecht. Schicken Sie mich nicht fort, und ich verspreche, niemals wieder mit dem jungen Manne zusammenzutreffen."

Es sprach sich doch eine Regung von natürlichem Gefühl in des Mädchens jetzt mehr als demüthigem, unterwürfig kriechendem Wesen aus, und als sie ein grobes, doch mit Spitzen besetztes Taschentuch hervorzog, ihre strömenden Thränen zu trocknen, schmolz Christinen das Herz.

„Ich bin sehr traurig, Ihretwegen; aber was kann ich thun? Wollen Sie mir offen sagen, ob Sie mit dem Herrn verlobt sind?"

„Nein, noch nicht; doch ich hoffe, es kommt dahin."

„So ist er Ihr Liebhaber, es muß so sein, wenn Sie allabendlich mit ihm zusammentreffen?"

„Nun und wenn er es ist, wen kümmert es. Darum meine Stelle zu verlieren, ist sehr hart."

Fast schien es Christinen selbst so. Sie dachte an die „Tage ihrer Jugend" zurück, wie sie jene kurze, glückselige Zeit nannte, und die Erinnerung brachte mehr Mit-

leid als Beſchämung. Denn ſie hatte nichts Böſes gethan, von ihr war Niemand hintergangen worden, nur ſie war die Betrogene geweſen, weil ſie in der Größe und Reinheit ihres Herzens, das von der Welt und ihrer Tücke keine Ahnung gehabt, feſt geglaubt, kein Mann könne einem Mädchen ſeine Liebe bekennen, ohne dieſe wahr zu empfinden und es aufrichtig zu meinen.

Jene ritterliche Ehrenhaftigkeit, die „Ein Weib erwählt und lebenslang ihm treu bleibt", ſchien Chriſtinen nur vollkommen natürlich.

Bei dem Andenken an jene kurze, ſüße Zeit kam wieder eine weiche Innigkeit über die junge Frau, ſo daß der Glorienſchein ihrer Sympathie ſelbſt die alltägliche, ſehr weltlich geſinnte Suſanne Bennett mit mildem Glanz umwob. Sanft, faſt liebevoll ſagte ſie:

„Wollen Sie mir nicht Ihr Vertrauen ſchenken? Wer iſt Ihr Freund, und weshalb erbittet er Sie nicht gleich zu ſeiner Gattin? Vielleicht iſt er zu arm, um ſchon zu heirathen?"

„Mein Himmel, nein! So dumm bin ich nicht, um an einen armen Mann zu denken. Gott bewahre. Er hat Beſitz und Titel; wenn ich ihn bekomme, mache ich eine ſehr gute Partie."

Die junge Frau bebte zurück. Ihre Sympathie erſtarb. Es war zu klar, es gab nicht einen Punkt der Uebereinſtimmung zwiſchen der früheren Chriſtine Oakley, die bei Mondſchein in dem kleinen Garten des Landhauſes umherwandelte und in ihrem Begleiter ein Gemiſch von Sir Launcelot und dem Erzengel Gabriel ſah, und dieſer Suſanne Bennett, welche eine geheime Liebſchaft unter-

hielt, die sie zu dem glücklichen Ende einer Heirath geschickt zu führen hoffte und Alles that, um diesen Mann, der so viel über ihr stand, in ihre Netze zu ziehen, nicht aus Liebe, nein, um eine gute Partie zu machen. Denn einer Liebe wie Christine sie meinte, war dieses Mädchen durchaus unfähig. Eine Heirath war das Ziel alles Strebens.

Und wie wenig Aussicht war dazu vorhanden, im Gegentheil, wie schlimm erschien die ganze Sachlage. Ein reicher, junger Edelmann und die hübsche, aber gewöhnliche und halbgebildete Tochter eines Krämers, was konnte Gutes aus dieser Bekanntschaft kommen? Christine sah das arme Mädchen auf gefährlichen Wegen, und obwohl sie fast einen Widerwillen gegen Susanne empfand, bemühte sie sich doch diesen zu überwinden, um noch einmal den Versuch zu machen, sie zu retten.

„Es ist durchaus nicht mein Wunsch, mich in die Angelegenheit zu mischen, keinem Dritten steht bei einer so delicaten Sache dies Recht zu, aber ich möchte Ihnen gern nützlich werden. Sie können nicht blind dafür sein, daß Sie nicht ganz recht thun, daß Ihnen sogar Gefahr drohen kann. Kennen Sie den Ruf und Charakter jenes Herrn? Wie lange währt Ihre Bekanntschaft schon? Er gehört wohl zu einem der Collegien?“

Susanne Bennett erwiderte lachend: „Nein, das ist nicht sein Fach. Früher sollte er studiren, doch er kam in Ungelegenheiten und gab es auf. Er ist erst seit einer Woche nach Avonsbridge zurückgekehrt, aber ich habe genau Alles über seine Verhältnisse erfahren. Er ist reich, hat ein schönes Rittergut und ist überdies ein Baron.

Denken Sie nur", Suſanne gewann ihre frühere Lebhaftigkeit wieder und warf ihren hübſchen Kopf ſtolz empor, „denken Sie nur, wie ſchön das klingt: „Mylady" genannt zu werden, „Lady Uniacke".

Wäre Fräulein Bennett weniger mit der Bewunderung ihres eigenen Spiegelbildes beſchäftigt geweſen, ſo hätte ſie Chriſtinen's plötzliches Zuſammenzucken bemerken müſſen. Der Schreck ging ſchnell vorüber und ruhig erwiderte ſie:

„Sir Edwin Uniacke iſt hier nur zu gut bekannt. Er iſt ein ſchlechter Menſch, und es iſt ein reiner Wahnſinn von Ihnen, mit dieſem Manne ein Verhältniß anzuknüpfen."

„Durchaus nicht; ich weiß ganz gut, was ich thue, und kann mich ſchon ſelbſt hüten und bewahren. Er hat ſich die tollen Hörner abgelaufen, und jetzt als Baron und Grundbeſitzer ſteht er auch ganz anders da. Ueberdies bin ich ſo ſchlau wie er, es wird ihm nicht gelingen, mich zu betrügen; nein, nein, keine Sorge, er ſoll mich ſchon zur Lady Uniacke machen."

Chriſtinen's Mitleid ſchlug faſt in Widerwillen um. Manches arme verführte Mädchen würde ihr weniger ſchuldig und erniedrigt vorgekommen ſein als Suſanne Bennett, welche die ganze, ſehr tadelnswerthe Vergangenheit dieſes Mannes und ſeinen unmoraliſchen Lebenswandel zu kennen ſchien, und doch freiwillig entſchloſſen war, ihn zu heirathen. Es war ein wohlangelegter Plan, deſſen Erfüllung ſie aus ihrem mühſeligen, ärmlichen Leben zu Glanz und Reichthum bringen ſollte.

Aber geſchieht denn daſſelbe nicht täglich in der Welt,

und zwar von reizenden, gebildeten, jungen Damen, deren kluge und höchst achtungswerthe Eltern und Verwandte sie dabei unterstützen? Mögen die, welche sich schuldlos glauben, den ersten Stein auf Susanne Bennett werfen!

Christine, die niemals in der Welt gelebt und ihre Wege und Schliche nicht kannte, fühlte durch das offene Bekenntniß der jungen Lehrerin sich entschieden abgestoßen und empört. Sich erhebend, sagte sie ernst:

„Fräulein Bennett, ich fürchte, daß, selbst wenn wir diese Unterhaltung noch weiter führten, wir doch nie zu einem gegenseitigen Verstehen kommen würden. Sie hat mich leider in meiner Vermuthung nur bestätigt; und die Unmöglichkeit, Sie ferner als Lehrerin meiner Tochter im Hause zu sehen, liegt klar vor mir. Erlauben Sie mir, Ihnen Ihren Gehalt zu zahlen, und dann lassen Sie uns scheiden."

Das junge Mädchen sah so tief unglücklich aus, daß Christine wieder innehielt.

„Sie schicken mich außer der Zeit fort und ohne mir ein empfehlendes Zeugniß zu geben, so daß ich nie wieder eine andere Stelle bekommen werde — und ich habe nur diese Kleider, welche ich trage, und außerdem viel Schulden. Sie sind grausam, Frau Grey, und waren doch selbst einst Erzieherin, Sie müßten wissen, wie schwer dies Leben ist."

Susanne brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Was soll ich thun?" fragte Christine traurig. „Ich kann und darf Sie nicht behalten, und ebenso wenig darf ich Sie empfehlen, wenigstens nicht zur Lehrerin und Er-

zieherin von Kindern. Wüßte ich nur eine andere Stellung für Sie, am beſten fern von hier."

„Ich will überall hingehen, Alles thun, wenn ich mir nur mein tägliches Brod erwerbe, denn hierauf bin ich angewieſen. Hörte mein Vater, um welcher Urſache willen ich meine Stelle verloren, er verſchlöſſe mir ſein Haus. Und außer dieſem Gelde, das ich meiſt alles ſchulde, habe ich nichts, nicht einen Pfennig. Ach, Frau Grey, Sie können gut reden; hier in dieſem ſchönen Hauſe und in ihren warmen, feinen Kleidern wiſſen Sie nicht, was es heißt, hungern und frieren und Mangel an allen Orten und Enden ſehen."

„Ich weiß es", erwiderte Chriſtine feierlich; und ſie ſprach die Wahrheit.

Die Schauer der Erinnerung an jene dunklen, ſchweren Zeiten ihres Lebens erfaßten die junge Frau ſo mächtig, daß alle ihre Abneigung gegen die arme Suſanne Bennett entſchwand und nur der Wunſch, ihr zu helfen, blieb; es mußte ſich etwas finden, wo ſie nützlich ſein konnte, ohne Anderen zu ſchaden.

Plötzlich fiel Chriſtinen ein, daß Frau Ferguſon für ihres Mannes alte, blinde Mutter, die einige zwanzig Meilen von Avonsbridge wohnte, eine Pflegerin und Geſellſchafterin ſuche. Wenn ſie mit ihr über Fräulein Bennett ſpräche und ohne in nähere Details einzugehen erklärte, daß dieſe, obgleich ſie zur Erziehung von Kindern nicht paſſe, doch bei einer alten Frau, in einem ſtillen, entlegenen Dorfe ſich gewiß recht nützlich machen würde, ſo war Chriſtine überzeugt, Frau Ferguſon in ihrer unendlichen Herzensgüte würde das Mädchen augenblicklich hinſchicken.

„Wollen Sie dorthin gehen? Ich werde Niemand sagen, weshalb Sie mein Haus verließen.“

Die Frage wurde in einem Ton und einer Weise gethan, als ob Christine um eine Gunst bitte, statt eine zu gewähren. Solche zarte Güte rührte selbst diese harte, gewöhnliche Natur.

„Sie sind sehr gütig, kaum verdiene ich so viel Rücksicht.“

„Suchen Sie sich ihrer würdig zu machen. Wenn ich Ihnen die Stelle verschaffe, wollen Sie mir ein Versprechen leisten?“

„Ein Dutzend.“

„Ich verlange nur eines — daß Sie Sir Edwin Uniacke aufgeben.“

„Was verstehen Sie darunter?“

„Sie dürfen ihn nicht sehen, ihm nicht schreiben, in keiner Weise mit ihm in Beziehung stehen für wenigstens drei Monate. Wenn er Sie liebt und sich nach Ihnen sehnt, so mag er kommen und gleich einem ehrlichen Manne um sie werben.“

Susanne Bennett schüttelte ihr Haupt. „Er ist ein Baron — das geht nicht.“

„Thut nichts. Ein gebildetes, ehrenhaftes Mädchen steht mit einem eben solchen Manne vollkommen gleich, mag er ein Baron und sie nur eine Lehrerin sein. Wenn eine Liebe nicht einmal eine Prüfungszeit von drei Monaten aushält, dann ist sie nichts werth und wird besser gleich verworfen.“

Während Christine diese Worte aussprach und fest an ihre Wahrheit glaubte, konnte sie doch nicht verkennen,

welche bittere Satyre ſie für den hier vorliegenden Fall waren.

Suſanne Bennett lächelte nur dazu und fragte dann: „Würden Sie Ihrem Liebhaber — ich meine Doctor Grey — volle drei Monate, ohne ihn zu ſehen, vertraut haben?“

Die junge Frau erwiderte nichts. Aber ihr Herz kannte die Antwort. Es war nicht nöthig, ſie hier zu geben. Ja, es würde ihr faſt als eine Entweihung erſchienen ſein, zu dieſem Mädchen darüber zu ſprechen, das gerade ſo viel, wie ein afrikaniſcher Fetiſch-Anbeter vom ewigen Gott weiß, von der Liebe wußte, welche die Treue nicht nach Monaten und Jahren zählt, einer Liebe, die obwohl ſie ihre Wurzel in dieſem vergänglichen Leben hat, ſich doch ſicher und furchtlos in jenes ewige mit hinüberrankt.

„Nun gut, ich werde Avonsbridge verlaſſen, vielleicht bringt ihn mein Fortgehen gerade dahin, wohin ich ihn haben will.“ Das war Suſanne Bennett's kluger Entſchluß.

Frau Grey fühlte eine Laſt von ihrem Herzen genommen; ſie ſchrieb die erforderlichen Briefe und verabſchiedete dann die junge Lehrerin, nachdem ſie ihr verſprochen, noch heute zu Frau Ferguſon zu gehen und eine nähere Verabredung mit ihr zu treffen. Chriſtine nahm ſich vor, der guten, vorzüglichen Dame ſo viel von dem Sachverhalt zu vertrauen, als nöthig war, um das arme Mädchen in eine geſicherte Stellung zu bringen, in der es ihm möglich ſein würde, ſich ganz zu beſſern oder mindeſtens

doch nicht auf solche Abwege zu gerathen, wie es in Avonsbridge unter den obwaltenden Verhältnissen zu befürchten stand.

Dann hatte Christine wieder Zeit, an sich selbst zu denken. Auch sie befand sich in keiner angenehmen Lage, dadurch, daß dieser dreiste, grundsatzlose Sir Edwin Uniacke in ihrer nächsten Nähe war. Er konnte ihr auf Spaziergängen und in Gesellschaften begegnen und suchte schon jetzt mit den Kindern Bekanntschaft zu machen, denn Titia hatte erzählt, wie gütig der Herr gewesen und mit welcher Höflichkeit er sich nach ihrer „neuen Mama" erkundigt habe. Von geschmeichelter oder verwundeter Eitelkeit war bei Christinen keine Rede, denn diese besaß sie nicht. Französische Romane hatte sie nie gelesen; so kam ihr weder der Gedanke, Sir Edwin könne die Absicht haben, ihr den Hof zu machen, jetzt da sie Doctor Grey's Gattin sei, noch daß sie selbst ein anderes Gefühl als das des Mitleids zu hegen vermöchte, als sie von seiner Liebschaft mit Susanne Bennett hörte. Alles was ihn und sein Thun betraf, war ihr jetzt durchaus gleichgültig, ja selbst die Vorgänge des letzten Abends und des heutigen Morgens schwanden wie Schatten dahin, und als ihr Gatte aus seinem Studirzimmer nach ihr rief, konnte sie mit heiterem Antlitz zu ihm gehen.

„Ich möchte gern wissen, wie Du mit Fräulein Bennett fertig geworden bist, Du kluge Frau. War es ein Liebhaber?"

„Leider; und kein sehr ehrenhafter. Doch einer Sache bin ich gewiß. Sie liebt ihn nicht — sie will ihn nur heirathen."

„Ein feiner Unterſchied“, erwiderte Doctor Grey lächelnd. „Und Du ſtimmſt nicht mit ihr überein?“

„Ich hoffe nicht.“

Wieder lächelte der Rector.

„Wie empört ſie ſcheint! Was für eine Tigerin meine kleine Frau ſein könnte, wenn ſie wollte. Und ſo hältſt Du noch an dem alten Aberglauben in dieſen ſo aufgeklärten Zeiten, um die Liebe als ein nothwendiges Element der Ehe zu betrachten?“

„Du lachſt über mich.“

„Nein, mein Liebling. Das verhüte Gott. Ich fühle mich nur glücklich.“

„Biſt Du wirklich und wahrhaft glücklich? Kann ich Dich glücklich machen, ich in all meiner Unwürdigkeit?“

„Ja, gewiß.“

Aus ſeinen ſie umſchließenden Armen blickte ſie in ſein Antlitz; und ſie ſchwiegen Beide.

Drittes Kapitel.

„Ich wünschte, Frau Grey, Sie lernten, sich etwas gerader und stolzer zu halten, etwas mehr wie die Gattin des Rectors von St. Bede auszusehen — eine Dame, die es mit den ersten in Avonsbridge aufnehmen kann — statt so einer Statue der Ergebung oder der Geduld zu gleichen, wie es oft Ihre Art ist."

„Ich muß gestehen, Fräulein Henriette", erwiderte Christine lächelnd, „ich habe durchaus nicht das leiseste Gefühl von Ergebung oder Geduld in diesem Moment in mir; ich dachte im Gegentheil an recht weltliche Dinge. Erstens an den Plan mit Fräulein Bennett" — über den Christine aus Vorsicht so wenig als möglich zu Tante Henriette gesprochen — „und dann auch an viele der Menschen, welche wir gestern bei dem Vicekanzler sahen."

„Ach, das erinnert mich an etwas. Weshalb haben Sie noch nicht Toilette gemacht? Ich hasse Morgenröcke, und ich wünschte, Sie möchten heute gerade recht stattlich aussehen. Ich bin überzeugt, wir werden Visiten empfangen."

„Meinen Sie? Und weshalb?"

„Um ſich zu erkundigen, wie uns die Geſellſchaft geſtern bekommen. Es iſt eine Sitte der Höflichkeit, doch natürlich können Sie von dieſen Dingen nichts wiſſen. Einer der Herren erbat meine beſondere Erlaubniß, heute zu kommen, ein junger Mann, der Reichthum und hohe Stellung beſitzt, und deſſen Bekanntſchaft —"

„O, bitte erzählen Sie mir von ihm, wenn ich zurückkehre, ich will mich jetzt ſchnell anziehen."

„Nehmen Sie den Knaben mit! Es war ihm niemals erlaubt, hier im Geſellſchaftszimmer zu bleiben. Arthur, ſteh auf!" rief die Tante mit jenem ſcharfen, befehlenden Ton, in welchem die geringſten Aufträge und Gebote den Kindern ſtets von ihr ertheilt wurden, denn Fräulein Gascoigne ſchien ihn, wie manche Eltern und Vormünder, für den beſten Beweis ihrer Autorität zu halten. Aber ſie hatte durch ihn Letitia zu einer kriechenden Sklavin und Arthur zu einem entſchiedenen Rebellen gemacht, und als ſolcher zeigte er ſich jetzt.

„Nein, Tante Henriette, ich will nicht gehen. Es liegt ſich gut auf dem Sopha, ich rücke mich nicht von hier fort!"

„Ich befehle es, Du mußt gehorchen!"

Arthur ſchnitt ihr ein Geſicht und erhielt dafür eine Ohrfeige von ihr.

In den erſten Monaten ihrer Ehe hatte Chriſtine manche ſolche Scene erlebt, und trotzdem dieſe ſie ſehr unglücklich machten, verſuchte ſie doch nicht, ſich einzumiſchen. Entweder erkannte ſie ſich das Recht nicht zu, oder es fehlte der Muth. Jetzt ſtanden die Sachen ſchon anders.

Sie ergriff Tante Henrietten's wieder emporgehobene Hand und auch die Arthur's, welcher schon bereit war, den Schlag zu erwidern.

„Halten Sie ein, Sie müssen das Kind nicht schlagen! Arthur, wie kannst Du so unartig sein! Erbitte gleich die Verzeihung Deiner Tante!"

Aber Arthur begann zu weinen und zu husten — und der Ton dieses bösen Hustens war der Schrecken der ganzen Familie. Doch Tante Henrietten rührte er nicht.

„Wir wollen doch sehen, wer hier die Herrin ist. Doctor Grey soll kommen und es entscheiden. Marie, klingle!"

Die arme Tante Marie, die unterwürfigste aller Frauen, war im Begriff, dem Gebot zu folgen, als das Schicksal in Gestalt Barker's Einspruch that. Er brachte eine Visitenkarte, wodurch Fräulein Henrietten's Interesse sogleich ein anderes Ziel verfolgte.

„Sir Edwin Uniacke! Das ist der Herr, von dem ich vorhin sprach. Ich werde mich freuen, ihn zu sehen. Führen Sie ihn her!"

Da Sir Edwin dem Diener auf dem Fuße gefolgt war, trat er sogleich ein. Dort stand er, ein hübscher, eleganter, junger Mann, mit einer hohen, gebietenden und doch anmuthigen Gestalt. Sein schwarzes, gelocktes Haar war glänzend und duftend, auf seinem schönen Antlitz lag nicht der leiseste Schatten, im Gegentheil, es drückte die vollste Zufriedenheit mit sich selbst und seiner ganzen Lebensstellung aus. Ein wenig röther als sonst sah er aus, denn es war doch ein „muthiger Streich", wie er

es nannte, „dem Löwen in seiner Höhle zu trotzen", klarer ausgedrückt: den Rector seines früheren Collegiums aufzusuchen. Ein jeder Mensch hat etwas Gutes in sich; das dieses Mannes bestand darin, daß, trotzdem er ein Leichtfuß, er doch kein schwächlicher Bösewicht, kein Feigling war.

„Wie gütig von Ihnen. Es ist wirklich höchst erfreulich, einen jungen Mann bei einer Verabredung mit einer alten Dame so pünktlich zu finden", sagte Fräulein Gascoigne mit einer glücklichen Mischung von Würde und Zuvorkommenheit. „Sir Edwin Uniacke — Fräulein Marie Grey, meine Freundin — Frau Grey, meine Schwägerin."

Das blieb unbestreitbar: Tante Henrietten's Anstand und Manieren waren tadellos.

Arthur weinte und hustete noch; aber dieser unbehagliche Zustand wurde durch die „superben Manieren" verdeckt, und auch durch das lebhafte Gespräch, welches augenblicklich begann, sich eigentlich um nichts drehend, doch mit einer Feinheit und Beredtsamkeit von Beiden geführt, daß es unentschieden blieb, ob die Dame oder der junge Mann der Sieger war.

Eine kleine Störung trat ein, als Christine sich erhob, um Arthur fortzutragen.

„Sie werden sich doch nicht selbst bemühen", rief Fräulein Henriette. „Klingeln Sie nach Phillis! Der Knabe ist krank gewesen, Sir Edwin, und meine Schwägerin hat sich zu seiner Sklavin gemacht."

„Wie sehr — bewundernswerth!" erwiderte der junge Mann.

Phillis erſchien; doch Arthur klammerte ſich feſt an ſeine Stiefmutter, und ſie wünſchte auch nicht, ihn loszulaſſen.

„Ich danke, ich kann ihn allein tragen", erwiderte ſie auf Sir Edwin's höflich angebotenen Beiſtand; es waren die einzigen Worte, die zwiſchen ihnen gewechſelt wurden. Mit dem Knaben in ihren Armen verließ ſie das Zimmer und kam den ganzen Vormittag nicht wieder.

Nein, ſie vermochte es nicht. Ohne jede Prüderie, ohne den leiſeſten Zweifel an ſich ſelbſt, oder die geringſte Furcht, mit Edwin Uniacke zuſammen zu ſein, hielt ſie doch ihr weibliches Gefühl von ihm zurück. Sie hatte ihm einſt in ihrer Argloſigkeit geſtattet, ihr von Liebe zu ſprechen, mehr als das, ſie ſelbſt hatte ihn in thörichter, mädchenhafter Weiſe zu lieben geglaubt; jetzt kannte ſie ihn und ſeinen Charakter, und mit dieſer Einſicht waren Glaube und Liebe geſchwunden, ja, ihn ferner zu lieben, wäre für eine tugendhafte Frau unmöglich geweſen. Er wußte, daß ſeine Vergangenheit ihr nicht unbekannt war, und trotzdem wagte er es, ohne ihre oder ihres Mannes Erlaubniß in ihr Haus zu kommen — war das nicht empörend? Wäre er demüthig oder beſchämt geweſen, wenn der Zufall ſie wider Willen zuſammengeführt, ſie möchte ihn vielleicht bemitleidet haben, denn alle großen und reinen Herzen fühlen unendliches Erbarmen und Mitleid mit dem Sünder. Chriſtine würde ihm nach aufrichtiger Reue Frieden und Wohlergehen gewünſcht haben und ruhig ihren Weg gegangen ſein, wie er den ſeinen, doch ohne den Wunſch, ihn jemals wieder zu ſehen. Jetzt, da er ſich ſo dreiſt und keck auf den Schauplatz ſeiner

argen Vergehungen, seiner Schande wieder einführte, besser eindrängte, starb das Mitleid in ihrem Herzen, um gerechter Entrüstung Platz zu machen.

„Wie kann er es wagen?“ das war ihr einziger Gedanke.

Nicht das leiseste Gefühl von ihrer früheren Bewunderung regte sich in ihr, noch eine angenehme Empfindung darüber, was sie unter seinem studirt-höflichen Betragen doch hervorschimmern sah, daß er die Vergangenheit nicht im Geringsten vergessen hatte und daß sie fühlen sollte, er habe es nicht. Was auch die Episode mit Susanne Bennett bedeuten mochte — und ist ein solcher Mann denn nicht im Stande, ein Dutzend derartiger Liebeleien auf einmal zu haben — sein ganzes Wesen gegen Christinen zeigte deutlich, er bewundere sie noch und für ihn sei kein Unterschied zwischen dem reizenden Mädchen Christine Oakley und der nicht minder anmuthigen jungen Frau Grey, und dies verstand er durch Blicke und den weichen, zärtlichen Ton seiner Stimme — Alles ihr nur zu gut bekannt — so deutlich auszudrücken, daß Christine immer von neuem fragte: „Wie kann er es wagen?“

Christine war eine einfache, schlichte Frau, das heißt sie war vollkommen unbekannt mit dem Treiben der vornehmen Welt, die in dem Geizen nach Aufregung und Genuß, sowohl im Leben als in den Büchern, ganz zierlich und sicher bis an die Grenzen der Schuld dahinwandelt. Sie war durchaus nicht unwissend, die zehn Gebote hatten sie gelehrt, was Sünde ist, aber sie verstand nichts von jener seltsamen Leichtigkeit oder Leichtfertigkeit der Jetztzeit, welche das Laster so interessant und

rührend darstellt, daß es fast wie Tugend aussieht, oder beide durch eine Verkettung von Umständen so in einander wirrt, daß schwer zu unterscheiden ist, was Recht, was Unrecht sei.

Es kam Christinen auch nicht einmal die Ahnung, sie, die verheirathete Frau, könne für einen anderen Mann als ihren Gatten einen zärtlichen Gedanken haben, oder sie vermöchte einem Anderen zu gestatten, auch nur entfernt den Schleier frauenhafter Würde zu heben, mit dem eine jede verheirathete Frau, unter welchen Umständen sie auch die Ehe geschlossen und wie diese sich auch gestalten möge, sich für immer umhüllen muß. Shakespeare's Königin Katharina sagt:

„Wenn ich gestorben, gutes Mädchen, laß
Mich ehrenvoll behandeln! Streue dann
Mir Jungfraunblumen, daß die Welt erfahre,
Wie ich ein keusches Weib war bis ans Grab."

Aber Christine dachte noch an etwas Höheres als die Welt. Die „Ehre" lag nur in ihr oder wie ihr Ehegelübde zwischen ihr, ihrem Gatten und Gott. Sie hatte keine tragischen Gewissenskämpfe zu bestehen, keine heldenmüthige Entsagung und Pflichterfüllung heraufzubeschwören; ohne metaphysisches Klügeln, ohne große ethische Entschlüsse gelangte sie auf den rechten Weg, als den einzigen, den sie wählen konnte, weil es eben für sie keinen anderen gab. Er war ein sehr einfacher — ein durchaus passives Verhalten und Schweigen. Oft konnte der junge Mann nicht ins Haus kommen, selbst wenn Fräulein Henriette ihn noch so häufig einlud und wirklich so entzückt von ihm war, wie es den Anschein hatte. Ueber

dieses Letztere konnte man sich nicht wundern. Sir Edwin gehörte zu jenen Männern, die überall gefallen; vermuthlich war er nicht von Grund aus schlecht, wie hätte er sonst Christinen's reines Herz an sich ziehen können? In ihm war jene seltene Vereinigung eines brillanten Geistes, einer ästhetischen künstlerischen Phantasie, mit starken Leidenschaften und einer sittlich schwachen Natur, eine Verbindung von Anlagen, welche oft die gefährlichsten und schädlichsten Charaktere hervorbringt.

Doch wie er auch sein mochte, er konnte trotz Allem Christinen seine Nähe nicht aufzwingen, durfte sich nicht an sie drängen gegen ihren Willen.

„Nein, ich ängstige mich nicht", sagte sie zu sich selbst, „wie könnte ich es mit diesen an meiner Seite", fügte sie mit einem Blick auf die Kinder hinzu.

Während der ganzen Zeit, daß sie über ihre Stellung nachgedacht, hatte Arthur dicht neben ihr schlafend gelegen; und der kleine Oliver, der es so sehr liebte, in ihrem Zimmer zu spielen und herumzukriechen, saß mit seinem Baukasten zu ihren Füßen und erhob seine großen Augen, in denen ein Himmel von Unschuld lag, oft zu ihr empor, so daß ihr Herz eine Art Mitleid für den armen verirrten, jungen Mann zu empfinden begann, welcher keine solchen Kinder-Engel in seinem Hause hatte und Niemand, der ihm helfen konnte, besser zu werden, der ihn lehrte, ehe es zu spät wurde, daß schon in dieser Welt die Vergeltung kommt und der Sünde Lohn Verderben ist, ein innerliches Elend und Dunkel, mag auch nach außen hin noch Licht und Glanz sein. Denn das einzige wahre Leben ist doch das eines reinen, sittlichen Wandels.

Christine verbrachte den ganzen Nachmittag in Gesellschaft der Kinder; sie machten ihr viel zu schaffen. Arthur war zänkisch und Oliver gerieth dadurch in einen jener Ausbrüche der Heftigkeit, welche jetzt bei ihm, wie einst bei seinem älteren Bruder, täglich stärker wurden. Es war fast unmöglich anders zu erwarten unter dem noch bestehenden Regiment in der Kinderstube.

Plan auf Plan wurde von Christinen entworfen, wie sie Oliver mehr aus Phillis' Nähe bringen könnte, nicht durch einen jähen Umsturz der Verhältnisse, denn sie ehrte mit großer Rücksicht selbst die vielleicht zu weit getriebenen Rechte der langjährigen treuen Dienerin, aber durch den stillen, ruhigen Einfluß, der meist mehr wirkt als offene Gewalt. Auch hoffte sie auf die Zeit, die ja stets so viel zur Ausgleichung thut.

Mit einem leisen Lächeln über die praktische Wendung, welche ihr Ideengang immer mehr und mehr annahm, so verschieden von ihren früheren Träumereien, schickte Christine die Kinder fort, um sich zu Tische anzukleiden.

Seit Arthur's Krankheit war sie wieder zum ersten Mal beim Mittagessen zugegen und sehr froh darüber. Wie sie so dasaß mit dem ruhigen, klaren Antlitz, den glänzenden, fröhlichen Augen, gewährte sie einen Anblick, der Jeden erfreuen mußte, am meisten den Gatten, der in einer solchen Frau die Geliebte seines Herzens, die Herrin seines Hauses, die Mutter seiner Kinder verehrt und weiß, daß in ihrem treuen Gemüthe und in ihren Händen Alles was sein wohl aufgehoben ist.

Doctor Grey schien dies tief zu fühlen, wenngleich er nur äußerte, es sei gut, sie wieder hier zu haben. Seine

Befriedigung wurde jedoch von einem Gliede der Familie nicht getheilt.

Fräulein Henriette schien durch etwas in sehr üble Laune versetzt zu sein. Sie sandte grimmige Blicke umher und beharrte in mißmuthigem Schweigen bis Barker verschwunden war.

„Wollen wir jetzt die Kinder holen lassen?“ fragte Christine.

„Nein“, erwiderte Tante Henriette, „wenigstens nicht eher, als bis ich über etwas gesprochen habe, was mir leid thun sollte, wenn es die Kleinen hörten. Doctor Grey, ich muß Sie ernstlich bitten, da Sie doch die Sitten und Gebräuche der Welt kennen, Ihre Frau etwas mehr damit bekannt zu machen. Ich erwartete natürlich in diesem Punkte nicht viel von ihr, aber da sie jetzt Ihre Gattin ist, so muß sie doch wenigstens die hergebrachten Formen des Umganges, die allergewöhnlichste Höflichkeit —“

„Was habe ich gethan?“ rief Christine halb erschreckt, halb belustigt.

Tante Henriette beachtete sie nicht, sondern fuhr zu Doctor Grey gewendet fort:

„Ich frage Sie, einen Mann von Bildung, ist es recht, wenn Herren mir, das heißt uns Damen allen, ihren Besuch machen, daß Ihre Frau die erste Gelegenheit ergreift, um aus dem Visitenzimmer zu verschwinden, und daß sie, so lange die Fremden bleiben, nicht wieder erscheint? Ich kann mir wohl denken, daß, ungewohnt der Gesellschaft, ihr das Weilen darin etwas peinlich ist, aber —“

„Ach, jetzt verstehe ich Sie", sagte Christine ruhig. „Ja, das that ich heute, aber durchaus absichtlich."

„Nun, wer war der Herr, gegen den Du Dich so auffallend unhöflich benahmst?" fragte Doctor Grey lächelnd.

Ohne Zögern — und Gott sei Dank, daß sie es konnte — erwiderte Christine:

„Sir Edwin Uniacke."

Den Zornesblitz in ihres Mannes Augen bei Nennung dieses Namens hatte sie nicht erwartet.

„Er hat hier in meinem Hause einen Besuch gemacht? Nun, ich muß gestehen, diese Dreistigkeit hätte ich ihm doch nicht zugetraut."

„Dreistigkeit!" wiederholte Fräulein Henriette indignirt. „Ich sehe durchaus keine Dreistigkeit darin, wenn ein Mann von seinem Rang und Vermögen, der in Avonsbridge zum Besuch ist, in dem Hause des Rectors von St. Bede eine Visite macht. Ueberdies ertheilte ich ihm die Erlaubniß dazu. Er war gestern Abend ausgesucht artig gegen mich, ich muß gestehen, kaum jemals einen so angenehmen jungen Mann kennen gelernt zu haben. Was wissen Sie denn zu seinem Nachtheil?"

„Was ich von ihm weiß?" — Doctor Grey brach plötzlich ab, und fügte dann hinzu: „Sie werden natürlich davon nichts gehört haben, der Dechant und ich hielten die Sache so geheim als möglich. Doch so viel ist allgemein bekannt, er ward vor anderthalb Jahren hier ausgewiesen."

Ob Fräulein Henriette dies gewußt oder nicht, wurde nicht klar, sie war entschieden, ihre Sache nicht aufzugeben.

„Nun und wenn es geschah, so war es vermuthlich wegen eines Jugendstreiches, Schulden oder dergleichen. Jetzt, da er die große Erbschaft gemacht, wird er gewiß gesetzt und vernünftig werden."

„Ich hoffe es — wünsche es von Herzen!" sagte Doctor Grey mehr bewegt, als die Sache es zu verdienen schien. „Dessenungeachtet ist er nicht der Mann, den ich in meinem Hause und besonders bei den Damen meiner Familie als Besuch sehen möchte."

Die beiden streitenden Parteien waren so mit ihren verschiedenen Ansichten beschäftigt, daß sie anscheinend Christinen total vergaßen. Sie saß schweigend, voll Eifer lauschend, was ihr Gatte, der so ganz das Gegentheil von Sir Edwin war, über diesen sagte. Wie mochte er wohl über ihn denken, wie ihn beurtheilen und wie viel wußte er von ihm?

Ueber das Letztere ließ er sich nicht aus. Er parirte geschickt Tante Henrietten's inquisitorische Fragen oder beantwortete sie im Allgemeinen. Und sie erreichte nicht mehr, als die noch bestimmtere Antwort: „Ich will nicht, daß Sir Edwin Uniacke in die Rectorei komme."

„Aber weshalb nicht?" fragte die Dame von neuem, durch den Widerstand zu größerer Beharrlichkeit gereizt. „War er nicht gestern beim Vicekanzler? Und er nannte mir einige der besten Häuser, in denen wir ihn in der nächsten Woche treffen würden."

„Das kann ich nicht verhindern, doch in meinem eigenen Hause wähle ich mir meine Gesellschaft."

„Ihre Gründe?" Im größten Aerger wurde diese Frage gethan. „Es ist nicht recht und billig, so seltsam,

nein, so lächerlich zu handeln, ohne Gründe dafür anzugeben."

Doctor Grey schwieg einen Moment, als ob er nachdenke, dann entgegnete er:

„Einer der Gründe zu meinem Thun besteht darin, daß der junge Mann Ansichten ausspricht, aufrecht erhält und nach ihnen handelt, die ich entschieden verdamme und nicht nur eines Christen, sondern eines redlichen Mannes, ja selbst eines anständigen Menschen für unwürdig halte."

„Bitte, was sind dies für Ansichten?"

„Es ist schwer, dies einer Frau zu erklären. Halten Sie mich nicht für hart" — seine Augen schweiften zu Christinen hinüber, obgleich er immer noch zu seiner Schwägerin sprach. „Ein Mensch kann fallen und sich wieder erheben — und wir wissen, Einer, der Größte unter uns, bemitleidete alle Sünder und half ihnen aufstehen. Aber Sünde bleibt deshalb doch Sünde und kann, wenn sie nicht bereut wird, nicht vergeben oder weggelöscht werden. Wenn ein Mann oder eine Frau, ich mache keinen Unterschied darin, zu mir käme und sagte: „Ich habe gefehlt und geirrt, doch es soll nicht wieder geschehen", so würde ich ihnen nie meine Thür verschließen, ich würde ihnen helfen, sie trösten und zu retten suchen, so viel es in meiner Macht stände. Aber wenn ein Mensch in der Sünde beharrt und sie hegt und liebt, allerlei schöne Namen dafür findet und Entschuldigungen jeder Art, nach der herrschenden Mode der Welt — mag die Gesellschaft ihm begegnen, wie es ihr recht dünkt, ich habe nur einen Weg des Handelns vor mir."

„Und der ist?“ fragte Fräulein Henriette mit erstaunlicher Sanftmuth.

„Ich verschließe ihm meine Thür. Ohne ihn zu beleidigen oder ihn mit Worten zu verdammen, will ich ihm nur schweigend zeigen, daß ich Sünde für Sünde halte und sie beim rechten Namen nenne; er soll begreifen, daß ich keine Gemeinschaft damit haben will, ob sie durch den Bettler auf der Straße, oder den König auf dem Throne begangen wird. Keine Rücksicht auf weltliche Vortheile, noch die Furcht, was die Menschen sagen werden, soll mich jemals bestimmen, einen Mann, von dem ich weiß, daß er ein lasterhaftes Leben führt, die Schwelle meines Hauses überschreiten zu lassen oder mit meiner Familie in Verbindung zu bringen.“

„Und diese Scandalosa über Sir Edwin Uniacke wußten also nicht nur Sie, sondern auch Ihre Frau, wie es den Anschein hat. Höchst seltsam und außergewöhnlich.“

Dieser Ausfall war stark, doch Doctor Grey ertrug ihn.

„Wenn sie es gewußt hat — was übrigens durchaus nicht seltsam wäre — so war das Benehmen meiner Frau entschieden recht. Es zeigt wieder, was ich lange bemerkt, daß sie und ihr Gatte nicht nur hierin, sondern über viele anderen Dinge die gleichen Gefühle und Ansichten haben.“

Bei diesen Worten reichte er Christinen seine Hand dar. O, wie gern würde sie ihm zu Füßen gesunken sein. Wie gering und nichtig erschienen ihr alle die thörichten Träume und Einbildungen ihrer schwärmerischen

Mädchenzeit im Vergleich mit diesem tiefen, fremdartig-süßen Gefühl — war es Verehrung oder Liebe? — das immer mehr Besitz von ihrem ganzen Sein nahm, für den edlen Mann an ihrer Seite, ihren ihr am Altare verbundenen Gatten, der zugleich mit bedeutendem Geist und einem sittlich-hohen Charakter eine so seltene Herzensgüte vereinigte und ihr mehr und mehr in Allem volle Befriedigung gewährte.

Indessen die Beiden nur einen Händedruck und einen Blick austauschten, nicht mehr, doch es war genug, saß Fräulein Henriette etwas bestürzt, doch noch nicht besiegt, da. Sie würde vielleicht noch einmal den Streit begonnen haben, wenn nicht der Diener mit den Briefen der Abendpost eingetreten wäre.

„Barker!“ rief Doctor Grey, als jener die Thür geschlossen.

„Was befehlen der Herr Rector?“

Einen Moment wartete Doctor Grey noch, dann sagte er fest: „Sie kennen Sir Edwin Uniacke?“

Mit einem unterdrückten Kneifen der Lippen, welches andeutete, er wisse natürlich Alles, was das Collegium betreffe, entgegnete Barker: „Gewiß kenne ich ihn.“

„Sollte der Herr wiederkommen, so sagen Sie, die Damen wären beschäftigt und nicht zu sprechen. Fragt er nach mir, so führen Sie ihn in meine Studirstube.“

„Sehr wohl, Herr Rector!“

Als Barker das Eßzimmer verlassen, vermochte er ein bedeutungsvolles Schmunzeln nicht zu unterdrücken, es geschah ja hinter dem Rücken seines Herrn.

Viertes Kapitel.

Sir Edwin Uniacke erschien nicht wieder im Hause, wenigstens kam er nicht weiter als bis in die Halle, in der Christine beim Durchgehen in dem Korbe mit den Visitenkarten auch einige mit seinem Namen liegen sah.

An mehreren Sonntagen, als sie die Reihe der Fremden überblickte, welche so häufig nach der schönen Kapelle von St. Bede zum Gottesdienst kamen, war es ihr, als bemerke sie das dunkle, ausdrucksvolle Antlitz, das ihr früher als die Verkörperung männlicher Schönheit erschienen war. Sie blickte ruhig geradeaus, weder ein Erkennen suchend noch es vermeidend. Sie hätte unbesorgt sein können.

Als sie die Kirche verließ, auf den Arm ihres Gatten sich lehnend, und die ernste, anmuthige Frau mehr ruhig und gelassen als stolz vorwärtsschritt, da mußte Sir Edwin fühlen, daß Christine Grey von ihm und Seinesgleichen so weit geschieden sei, als ob sie schon im Jenseits lebe. Doch machte dieses Empfinden den Wunsch, ihr wieder zu begegnen, vielleicht nur noch heftiger.

Ab und zu, wenn sie mit den Kindern und Phillis spazieren ging — sie wagte es nicht mehr, allein auszu-

gehen — war sie überzeugt, ihn in der Ferne zu sehen. Seine schlanke, biegsame Gestalt und eine eigenthümliche Art, seinen Stock zu schwingen, machten ihn kenntlich, während er die langen Alleen dahinwandelte, die jetzt mit der Schönheit des Lenzes sich schmückten.

Aber wenn er ihr nun wirklich einmal begegnete, was konnte es schaden? Sie war geschützt durch die stärkste Waffe, welche einer Dame zur Seite steht — vollkommene Höflichkeit. Sollte er sie grüßen, nun so würde sie danken und weiter gehen. Doch sie kam nicht in die Verlegenheit; obgleich sie mehr als einmal mit ihm in derselben Gesellschaft gewesen, so hatte er sie entweder in der wogenden Menge wirklich nicht gesehen, oder er war so tactvoll gewesen, zu thun, als bemerke er sie nicht. Fräulein Henriette und er hatten einen förmlichen Gruß mit einander gewechselt.

„Ich werde ihn immer grüßen, trotz Doctor Grey und seiner Schrullen", sagte sie bestimmt. „Aber es scheint, Sie schweben in zu großer Furcht vor Ihrem Manne."

Christine erwiderte nichts, und so wurde das Gespräch abgebrochen.

Eine Erleichterung gewährte es ihr, daß während Sir Edwin Uniacke in Avonsbridge blieb, Susanne Bennett noch immer weit entfernt im Hause der alten blinden Frau verweilte und sich nützlich machte. Diese Gefahr schien wenigstens beseitigt.

Aber sie näher berührende Sorgen traten zu Christinen heran.

Der häusliche Himmel in der Rectorei bezog sich mit

immer dunkleren Wolken, die Atmosphäre wurde stets bedrückender. Was macht denn einen Haushalt unglücklich? Wir meinen nicht ein Haus, in dem es stets Streit und Zank gibt, nein, das aber trotzdem kein Glück in sich birgt, dem der Friede und Sonnenschein fehlen, welche jedes Daheim, sei es noch so klein und einfach, für die, welche darin wohnen, und Alle, die freundschaftlich darin verkehren, ja, für die zufällig Kommenden zu einem Himmel auf Erden machen. Die alten Heiden pflegten zu sagen: „Seht, wie die Christen einander lieben und friedfertig mitsammen wohnen;“ und die Welt müßte und sollte dies noch jetzt von jedem echt christlichen Hause und seinen Bewohnern sagen. Aber nicht immer konnten diese Worte auf Doctor Grey und seine Familie angewendet werden.

Es mochte auch wohl schwer sein, es herrschten zu viel verschiedenartige Elemente darin, es gab zu mannigfache Ursachen zur Disharmonie. Was man auch über den Communismus und seine Vortheile sagen und predigen mag, in den Gesetzen der Natur liegt es doch, daß eine Familie allein für sich bleibe, das heißt, nur die Eltern und Kinder in ihrem Schooße berge. Andere fernstehende Verwandte darin für immer aufzunehmen, ist und bleibt eine gefährliche Sache, die sich so oft schon als unheilbringend und unmöglich erwies. In diesem Hause, in welchem seit Jahren Fräulein Henriette theoretisch und Phillis praktisch regiert hatte, denn die Letztere war bei weitem die klügste und entschiedenste der Frauen, lagen die Elemente zu Zwist und Hader immer glimmend unter der Asche und warteten nur auf die Gelegenheit, in helle

Flammen aufzulodern. Den steten Zankapfel bildete die Erziehung der Kinder, wer diese leiten und ob Liebe oder Furcht der Hauptfactor derselben sein solle.

War Christine auch jung, so fehlte es ihr doch nicht an Wissen und Erfahrung auf diesem Felde, und wenn sie Tag für Tag und Woche um Woche so still dabei sitzen mußte und zusehen — was für ein weiches Herz der schmerzlichste Anblick ist — wie Kinder nach und nach dem Verderben zugeführt werden, indem eine rauhe, ungeschickte Hand alles Gute unterdrückt und die Schwächen zu Fehlern ausbildet, wenn sie täglich Zeuge war, wie aus der Ungerechtigkeit der Behandlung maßloser Widerstand oder unterwürfige Heuchelei entstanden, da regte sich in ihr die volle Würde der Frau und der Mutter.

„Es sind meine Kinder, und ich will es nicht länger so weiter gehen lassen!“ war ihr steter Gedanke. Aber wie sollte sie ihre Absicht glücklich erreichen?

Zuerst versuchte sie in der Stille ihren Einfluß, und zwar in der einfachen Weise, durch Liebe Liebe zu gewinnen. Oliver und nach und nach auch Letitia ergriffen mehr und mehr jede Gelegenheit, um aus der Kinderstube zu entschlüpfen, in der Phillis den ganzen Tag lang zankte, grollte und strafte, während es im Zimmer der Mutter so schön, still und friedlich war und ihrer immer ein freundliches Wort, ein süßes Lächeln wartete — ein kleiner Quell aus jenem: „Stets klar rinnenden, unversiegbaren Strom der Liebe“, der Cooper's zärtlichste Erinnerung an seine Mutter war, einem Strome, der aus den Herzen aller Mütter für alle Kinder fließen müßte. Diese armen Kinder hier hatten sein Labsal nie früher

als jetzt kennen gelernt. Ihre kleinen Herzen öffneten sich ihm und badeten sich darin wie in einem Freudenquell; er spülte mit seinen reinigenden Fluten all die dunklen, entstellenden Flecken fort und machte sie kräftiger und besser. Letitia's Verstellung und Heimlichthuerei verschwanden mehr und mehr, wie auch Arthur's Rauhheit und Selbstsucht, während der kleine Oliver ein wahrer Engel wurde, wenn es nämlich außer in der poetischen Auffassung Engel hier auf Erden gibt. Aber wie Christine mit Entzücken diese Umwandlung zum Guten betrachtete, so schauderte sie auch bei der Erfahrung, wie schlechte Erziehung und vor Allem Mangel an Liebe aus Kindern kleine Teufel machen können.

Aber endlich kam doch ein Tag, da sie aus ihrem passiven Widerstande heraustreten und mit fester Hand die Zügel fassen mußte, denn so weich und mild diese Hand für gewöhnlich war, so konnte sie sich drohend und strafend Angesichts einer Ungerechtigkeit erheben, und besonders, wenn diese an Kindern verübt wurde.

Der Sturm wurde durch Arthur herbeigeführt, der nach seiner Tante Henriette Aussage furchtbar ungezogen gewesen war, während Christine es keine entschieden böse Handlung, mehr einen Streich knabenhaften Muthwillens fand und durchaus nicht eine „wohlüberlegte Beleidigung" darin sah, wie Fräulein Henriette, die vor Entrüstung bebte. Die gute Dame hatte ihre Brille verloren; Arthur zeigte die tiefste Theilnahme, half hier und dort suchen, und nachdem einige Minuten im Hin- und Herlaufen vergangen und Anschuldigungen gegen Jeden gemacht worden waren, führte der Knabe die Tante lächelnd vor den

Spiegel, wo sie denn die Brille ruhig auf ihrer Nase sitzen sah.

„Ich that es ja nur zum Scherz — und es war so sehr komisch!“ rief Arthur zwischen Lachen und Weinen, denn seine Ohren klangen noch von dem starken Schlage, der ihm gezeigt, Tante Henriette finde es durchaus nicht zum Spaßen.

„Es war ein dummer Scherz, und Du mußt augenblicklich um Verzeihung bitten“, sagte Christine sehr ernst.

Nur Abbitte thun — das war nicht genug Balsam für die tief verletzte Würde der Tante. Sie war persönlich beleidigt worden, dieses größte aller Verbrechen in ihren Augen, und sie verlangte die verdiente Strafe, und zwar mit jenem Instrument, das Phillis aus Rücksicht für Arthur's Aelterwerden aus der Ruthe in einen Stock verwandelt hatte. Ein gelbes biegsames Stöckchen war es, mit dem vielleicht einstmals die kleinen Schwarzen jenseits des Oceans gespielt hatten, und dessen Anwendung zur Strafe weißer Kinder diesen ein Gefühl brennender Scham erweckt, das oft zu rasender Wuth und dem Wunsche nach Rache sich steigert und sie empörten Negersklaven nicht unähnlich macht. Und es ist natürlich; eine weise, milde Strafe bildet Christen, harte, ungerechte Züchtigung schafft rohe, brutale Menschen.

Ein fast wilder Ausdruck legte sich auf des Knaben blasses, schmales Antlitz, als die Tante bei der Forderung einer körperlichen Züchtigung, und zwar mit dem Stocke und nach Phillis alter Weise bestand.

„Wage es Phillis und ich tödte sie!“ sagte er zähne-

knirschend und sah dabei aus, als könne er Ernst mit der Drohung machen.

Als Phillis erschien, um nicht ganz widerwillig den Strafact zu vollziehen, denn sie konnte es immer noch nicht verschmerzen, daß Arthur ihrem Regiment entrückt worden war, klammerte der Knabe sich verzweiflungsvoll an Christinen, und der Angstschrei: „Mutter! Mutter!“ halb in Wuth, halb in Entsetzen hervorgestoßen, drang tief in ihr Herz.

Christine hegte gerade ihre eigenen und sehr entschiedene Ansichten über die Zulässigkeit körperlicher Züchtigung. Sie fand, daß diese Art der Strafe in den meisten Fällen eher von Nachtheil als von Nutzen sei, mehr erniedrige als bessere. Wo sie dieselbe in Kraft treten sah, wurde der Zweck total verfehlt; und da der Erfolg ein so zweifelhafter blieb, meinte sie stets, nur in den äußersten Fällen grober, moralischer Vergehen, als: Lüge, Diebstahl und ähnlicher Dinge sei sie anzuwenden, doch nicht bei einer kindischen Unart, einem übermüthigen Streiche, wie dem vorliegenden, der durchaus nicht in böswilliger Absicht gethan war, und auch keine üblen Folgen gehabt hatte.

„Ich meinte es nicht böse, gewiß nicht, Mutter!“ schrie der Knabe unaufhörlich, während er sich, Schutz suchend, an sie anklammerte; und Christine hielt ihn fest mit ihrem Arm umschlungen.

„Fräulein Gascoigne, wenn Sie es ernstlich bedenken, werden Sie selbst finden, daß es besser sei, Arthur's Strafe in etwas Anderem als Schlägen bestehen zu lassen. Wir wollen es unter uns besprechen; Phillis, Sie können gehen!“

Aber Phillis regte ſich nicht.

„Kinderfrau, befolgen Sie meinen Befehl!“ kreiſchte Fräulein Gascoigne. „Greifen Sie den böſen Buben und prügeln Sie ihn tüchtig durch!“

Chriſtine wurde ſehr blaß, und ihre Stimme klang ungewöhnlich gedämpft, als ſie feſt ſagte:

„Phillis, wenn Sie meinen Sohn auch nur berühren, ſo verlaſſen Sie auf der Stelle meinen Dienſt!“

Der Gebrauch ihrer Autorität erfolgte ſo unerwartet und ſo vollkommen, ohne jedoch die Grenze des Rechtes zu überſchreiten, welches der Frau des Hauſes zukam, daß ſowohl die Dame als die Dienerin faſt betäubt daſtanden und keinen Widerſpruch erhoben, bis Fräulein Henriette, zitternd vor Leidenſchaft, ſagte:

„Dies kann nicht länger ſo fortgehen. Ich muß einmal klar meine Stellung in dieſem Hauſe vor mir ſehen oder es verlaſſen. Phillis, klopfen Sie an die Thür meines Schwagers, mit der Bitte, herzukommen, ich wünſche ihn zu ſprechen. Das heißt, wenn Frau Grey, Ihre Gebieterin, es erlaubt.“

„Gewiß,“ erwiderte Chriſtine.

Während ſie Arthur noch immer an der Hand hielt, ſank ſie auf das Sopha nieder, denn ſie vermochte vor Zittern kaum mehr zu ſtehen, und ſo erwartete ſie den Ausgang dieſes Kampfes, der, wie ſie lange ſchon gefühlt, kommen mußte. Es gibt Kriſen, wenn der Lehrſatz: „Frieden um jeden Preis“ zur Schwäche, nein, zu Schlimmerem, zum entſchiedenen Unrecht wird. Sie hatte lange, lange ſchweigend geduldet, als eben nur ſie unter dem Drucke und der Tyrannei litt; jetzt, da ein Anderer die

Schwere derselben fühlen sollte, war sie ohne Zögern zum Widerstand entschieden. Als Arthur, dicht bei ihr stehend, immer noch krampfhaft schluchzend rief: „Mutter, es ist ungerecht, ich meinte nichts Böses!“ — und dann wieder, seine kleine Hand zur Faust ballend: „Wenn Phillis mich anrührt, tödte ich sie!“ wurde es Christinen vollkommen klar, hier sei von keinem Verheimlichen mehr die Rede, selbst wenn ihrem Mann dadurch Aerger und Kummer gespart worden wären. Es wurde eine Sache der Pflicht, zum Besten der Kinder zu handeln, die Gott ihrem Schutze anvertraut. Es wäre keine Güte gegen ihren Gatten gewesen, wenn sie gelitten hätte, daß seine Kinder und ihr besseres Selbst geopfert würden, und bei Arthur konnte dieser Tag für sein ganzes Leben entscheidend sein.

Christine saß ganz still, nur zuweilen flüsterte sie dem im höchsten Grade aufgeregten Knaben die Bitte zu, ruhig zu sein. Als Doctor Grey ins Zimmer trat, übte sie die große Selbstüberwindung, es Fräulein Gascoigne zu überlassen, den Hergang zu erzählen. Sie vertraute dem hohen Gerechtigkeitssinne ihres Mannes und seinem Scharfblick, der selbst durch die übertriebene Schilderung die Wahrheit erkennen würde. Als die Erzählung beendet und Doctor Grey sehr bestürzt und erregt nach ihr hinblickte, sagte sie noch nichts, als daß sie es für besser halte, wenn die Kinder das Zimmer verließen, denn auch Letitia hatte aus einer Ecke das Ganze mit der eifrigsten Aufmerksamkeit beobachtet.

„Ja, ja, gewiß. Arthur, laß die Hand Deiner Mutter los und geht nach der Kinderstube!“

Aber Arthur begann von neuem zu schluchzen: „Papa, ich kann nicht dorthin — ich wage es nicht — Phillis würde mich doch schlagen!“

„Christine, ist das wahr?“

„Ich fürchte, ja. Wär' es nicht gut, die Kinder nach meinem Zimmer zu schicken?“

Dies geschah, und nachdem die Thür sich hinter ihnen geschlossen, setzte Doctor Grey sich nieder und sein Gesicht trug einen äußerst trübseligen Ausdruck. Er liebte Ruhe und Frieden so sehr, und nun aus seinem stillen Arbeitszimmer inmitten dieses häuslichen Ungewitters geführt zu sein, das war hart. Er blickte von seiner Frau auf seine Schwägerin und dann wieder zu der ersteren hinüber. Hier ließ er seine Augen weilen und sie erhellten sich. Der Kontrast zwischen den beiden Gesichtern war zu auffallend, das eine so zornig und bitter, das andere trotz alles Kummers ruhig und gefaßt. Die Natur, welche im Laufe der Zeit meist über die rechtmäßige oder angemaßte Autorität entscheidet, zeigte hier klar, wer die erstere besaß und welche von den beiden Frauen am besten geeignet sei, Kinder zu erziehen.

„Henriette“, begann Doctor Grey, „was wünschen Sie, daß ich thue? Wenn mein Sohn Sie beleidigte, muß er natürlich bestraft werden. Ueberlassen Sie das meiner Frau, sie wird das Rechte treffen.“

„Dann besitze ich also keine Autorität mehr in diesem Hause?“

„In dem Hause meiner Gattin könnte meine Schwägerin wohl kaum wünschen Autorität zu besitzen. Einfluß kann

sie haben, und Achtung und Liebe werden ihr, ich hoffe, nie fehlen."

Doctor Grey sprach sehr mild und freundlich und reichte ihr seine Hand dar, aber Fräulein Henriette stieß sie zornig zurück. Alle Grenzen überspringend, welche die meisten Frauen in Gegenwart eines Mannes aufrecht halten und besonders eines solchen, wie Doctor Grey, brach die unglückliche Frau — deren größter Fehler ihre ungeheure Herrschsucht war, schon schrecklich bei einem Manne, aber wahrhaft hassenswerth bei einem Weibe — in einen Zorn aus, der sie vergessen ließ, was sie sprach.

„Nein, nein, ich mag Ihre Hand nicht. Behalten Sie Ihre Verstellung für sich und Ihre Frau — die größte Heuchlerin, die mir je vorgekommen. Aber mich kann sie doch nicht täuschen. Marie!" und sie fuhr auf die arme kleine Dame los, die ganz ruhig und ahnungslos, mit ihrem Strickzeuge in der Hand, in die Thür trat. „Komm her, Marie, damit Du Zeuge seist von der Handlungsweise Deines Bruders! Er stößt mich aus seinem Hause, mich, die ich seit dem Tode meiner armen Schwester eine Mutter für seine Kinder war. Er nimmt sie mir und gibt sie dieser Frau, dieser bösen, niedrigen, intriguanten Frau!"

„Halt!" rief Doctor Grey. „Noch ein solches Wort und ich weise Sie wirklich aus meinem Hause und zwar noch heute."

Eine Todesstille folgte. Selbst Fräulein Henriette war erschrocken. Christine, die nie in ihrem Leben Zeuge eines solchen Auftrittes gewesen war, wünschte jetzt fast,

sie hätte lieber Alles ertragen, als daß sie Veranlassung dazu gegeben.

Aber die Kinder!! — Als sie auf diese wüthende Frau blickte, fühlte sie wieder, und jeder Beobachter hätte es gefunden, daß Kinder in ihrer Obhut zu lassen sie dem Verderben Preis geben heiße. Nein, was geschehen mußte, geschah besser gleich, als wenn es zu spät war.

Nur Tante Marie's Weinen zerriß Christinen's Herz.

„O, mein theurer Arnold, was ist denn vorgefallen. Hast Du Henriette beleidigt? Doch Du kannst ja Niemand kränken, Du bist zu gut. Liebe Henriette, kehren wir wirklich nach unserem kleinen eigenen Hause zurück? Nun, ich habe nichts dagegen. Es ist so hübsch dort, viel heller und gemüthlicher als in der Rectorei; unsere Miether ziehen jetzt gerade aus, das trifft sich vortrefflich. Sie haben die Möbel und Sachen sehr gut erhalten, die Einrichtung ist fast noch so neu und schön, wie der liebe Arnold sie uns schenkte. Und wenn er wünscht, daß wir sein Haus verlassen, so ist er durchaus im Rechte. Ich sagte schon lange, es wäre das Beste. Wir bleiben ja so nahe beisammen, es ist nur ein guter Spaziergang, der uns trennt, die Kinder können wir oft draußen haben, und dann —"

Die liebe einfache Tante Marie hatte in ihrer Art voreilige Schlüsse zu ziehen, mehr Gutes und Böses bewerkstelligt, als sie ahnte.

„Ich versichere Dich, Marie," sagte Doctor Grey, und es wurde ihm schwer, die Erleichterung, welche sein Herz empfand, nicht sichtbar werden zu lassen, „es war nie meine Absicht, Euer Fortgehen herbeizuführen, da Du es aber vorschlägst —"

„Ja, ich will gehen!“ rief Fräulein Henriette ſchnell. „Sie brauchen kein Wort mehr zu verlieren, wir trennen uns. Ich werde nicht länger da bleiben, wo man mich beſchimpft. Nach meinem Hauſe will ich zurückkehren, meiner eigenen kleinen Hütte, in der ich, ſo einfach ſie auch iſt, doch wenigſtens unabhängig und in Frieden leben kann. Ja, Doctor Grey, ich gehe — was Sie auch thun mögen, mich daran zu verhindern.“

„Nein, ich hindere Sie keineswegs; im Gegentheil, ich finde den Plan vortrefflich, und Sie haben meine volle Zuſtimmung, ihn auszuführen, wenn es Ihnen beliebt.“

Dieſes ruhige ſie beim Wort Halten, die kurze, entſchiedene, männliche Art, das mit einem Male feſtzuſtellen, was durchaus noch gar nicht ihre Abſicht geweſen war zu thun, wenigſtens nicht, ehe nicht noch einige heftige Scenen und Stürme ſie dazu trieben — das war zu viel für Fräulein Henriette.

„Nach dem Häuschen von Avonſide zurückkehren! Mich in dieſer elenden Hütte —“

„O, Henriette, ſprich nicht ſo!“ rief Tante Marie bittend. „Es iſt ſo reizend mit ſeiner hübſchen Einrichtung und dem niedlichen kleinen Treibhauſe, welches Arnold uns bauen ließ.“

„Schweig mir mit Deinen Treibhäuſern, ich nenne es doch nur eine erbärmliche Hütte. Und da ſoll ich leben, fern von der Geſellſchaft in Avonsbridge, damit Frau Grey nun das Scepter dort ſchwinge und ſich rühme, mich aus dem Felde geſchlagen zu haben, mich, die letzte lebende Verwandte Ihrer theuren, verſtorbenen Frau, Doctor Grey — um gar nicht von der armen Marie

zu ſprechen, Ihrer vortrefflichen Schweſter, der Sie ſo viel verdanken —"

„O, Henriette!" rief Tante Marie flehend. „Lieber, theurer Arnold, höre nicht auf ſie!"

Doctor Grey ſchien tief verletzt, doch er wechſelte mit ſeiner Schweſter einen Blick und einen innigen Händedruck. Welche Schuld zwiſchen den Geſchwiſtern ſein mochte, die Liebe hatte ſie längſt getilgt.

„Beſänftige ſie, Marie — Du allein vermagſt es. Bringe ihr eine vernünftigere Anſicht von dem Allen bei. Meine Gattin und meine Schwägerin konnten doch niemals Rivalinnen ſein, es iſt lächerlich, das nur vorauszuſetzen. Der Frau gebührt die Herrſchaft im Hauſe. Ich bin überzeugt, wir würden Alle glücklicher ſein und beſſere Freunde, wenn Ihr in Eurem eigenen Häuschen draußen lebtet."

„Das glaube ich auch", flüſterte die ſanfte Marie. „Ich habe es lange gedacht."

„Dann iſt es abgemacht", entgegnete Doctor Grey in der milden, ſanften Weiſe, in der er öfter einen Entſchluß kund that, von dem ihn abzubringen dann aber gerade ſo leicht geweſen wäre, als das Collegium von St. Bede auf eine andere Stelle zu rücken.

Dieſer große Umſturz aller beſtehenden häuslichen Verhältniſſe war ſo plötzlich gekommen, daß für den Augenblick Jeder in Schweigen verharrte, bis endlich Fräulein Henriette, die ſtets das erſte und das letzte Wort haben mußte, wieder die Stille brach.

„Es iſt geſchehen, und nie wieder ſollen Sie es rückgängig machen können, Doctor Grey, wenn Sie es auch

lebenslang bereuen. Ich verlaſſe Ihr Haus und ſchüttle den Staub von meinen Füßen, nehmen Sie ſich in Acht, daß er ſich nicht als Ankläger gegen Sie erhebe! Marie — meine arme, arme Marie, Dein eigener Bruder mag Dich verſtoßen, ich werde es nie. Wir gehen zuſammen und zwar ſchon morgen."

„Morgen noch nicht", erwiderte Doctor Grey. „Die Miether ſind ſoeben erſt ausgezogen und das Haus muß nun wieder in einen behaglichen Zuſtand geſetzt werden. Heute haben wir den achten Juni, ich dächte, wir beſtimmten den dreißigſten zum Umzuge. Paßt das, Marie?"

Während er ſprach, nahm er ihre kleine runde Hand, ſtreichelte ſie liebreich und küßte ſie.

„Du wirſt Dich dort nicht unglücklich fühlen, liebe Schweſter? Es iſt ja nur ein Zurückkehren zu den alten Gewohnheiten und dem Landleben, das Du ſtets lieber mochteſt als die Stadt."

„Viel, viel lieber. Du haſt ganz recht, wie immer, theurer Arnold."

Dies wurde zwiſchen den Geſchwiſtern flüſternd geſprochen und augenblicklich ſchöpfte Fräulein Henriette Verdacht.

„Schön, ich erkenne Ihre edle Abſicht, Doctor Grey. Sie wollen mir das einzige Herz ſtehlen, das mich liebt, indem ſie Marie zu überreden verſuchen, hier zu bleiben. Erfülle ſeinen Wunſch, Marie, lebe fortan mit Deinem Bruder und ſeinem Weibe, fern von mir. Vergiß mich, die ich Niemand habe, der mich liebt, mich, die Keinem in der Welt von Nutzen iſt."

Arme Frau! Ohne es zu beabſichtigen, hatte ſie bei-

nahe die Wahrheit getroffen. Und es mußte so sein. Man erntet, was man gesäet. In ihrer Jugend war sie bewundert worden, sowohl um ihre Schönheit als ihren Geist, jetzt aber gab es wirklich kaum Einen in der ganzen weiten Welt, der mit Liebe an Fräulein Henriette hing, ja, nur viel nach ihr fragte, außer der treuen Tante Marie.

Und trotzdem mußte auch sie ihre guten und liebenswerthen Eigenschaften besitzen, um sich lange und dauernd die Anhänglichkeit dieses Herzens erhalten zu haben, das, zwar schwach und unterwürfig, sich dennoch von einem entschieden bösen Charakter abgewendet haben würde. Christine wurde tief ergriffen und mochte sich fast der Ungerechtigkeit gegen Fräulein Henriette zeihen, als sie Tante Marie zu ihrer alten Freundin gehen sah. Dieselbe fest umfassend, sagte sie unter Thränenfluten:

„Nein, mein liebes Herz, ich bleibe nicht hier. Arnold wünscht es auch gar nicht. Ich bin ja immer so gut mit Dir fertig geworden — das heißt, Du hast so viel Nachsicht gegen mich gehabt, daß wir auch ferner zusammen passen werden. Wir wollen nun wieder, wie früher, in unserem lieben reizenden Landhäuschen leben, das mein theurer Arnold uns schenkte. Ich werde mich mit dem Garten und meinem hübschen Federvieh beschäftigen und Du machst und empfängst Besuche, wie Du so gern thust. Wir werden wieder ganz unabhängig und so glücklich sein!“

„Glücklich!“ Es war dies kein Wort, das sich in Fräulein Henrietten's Wörterbuch vorfand. Aber sie blickte mit einer gewissen Zärtlichkeit auf die gute, treue Seele,

die ſo innig an ihr gehangen und ihr ſtets in Allem den Willen gethan hatte, ſeit ihrer früheſten Jugendzeit, da ſie Beide zuſammen friſche, roſige Mädchen geweſen. Es war ein eigenthümliches Bündniß, deſſen Urſprung tiefer lag; Henrietten's Bruder war Marie's Verlobter geweſen, und noch jetzt bewahrte ſie das altmodige Miniaturbild des todten Capitains ſorgſam auf. Der feurige, herriſche Ausdruck ſeines ſchönen Geſichtes ſagte deutlich, daß, wenn er leben geblieben wäre, er wohl dieſelbe Tyrannei über die gute, ſanfte Marie ausgeübt haben würde, wie ſeine Schweſter es nun that. Aber das Band war eng und feſt und nur der Tod konnte dieſe beiden einſamen Frauen voneinanderreißen.

„Komm, Marie, wir wollen unſere letzte Brodkruſte mit einander theilen. Du haſt mir wenigſtens nie Unrecht gethan. Komm mit mir!“

Sie ſchlug ihre Kleider mit einer tragiſchen Geberde um ſich und raffte ſie noch mehr zuſammen, als ſie an Chriſtine vorüberging, gleichſam, als ob ein Anſtreifen an ſie ſchon Befleckung geweſen wäre, und ſo ſchritt ſie mit majeſtätiſcher Haltung aus dem Zimmer. Tante Marie folgte, mit einem bittenden, entſchuldigenden Blick auf die Zurückbleibenden, welcher deutlich ſagte: „Ihr ſeht, ich kann nicht anders.“

So war denn die wichtige Veränderung in den häuslichen Verhältniſſen zwar noch nicht geſchehen, doch unwiderruflich beſtimmt, und noch vor einer Stunde hatte Keiner an die Möglichkeit derſelben geglaubt, ſo ſehr ſie im Herzen von beinahe Allen erwünſcht wurde. Wie manche großen Ereigniſſe aus kleinen Urſachen entſtehen,

so auch dieses. Es unterlag keinem Zweifel, daß es für Alle das Beste war und auch als solches empfunden wurde, und doch blickte Christine etwas ängstlich und unsicher zu ihrem Gatten hinüber, bis sie ihn einen tiefen Seufzer ausstoßen hörte, der aber nicht Schmerz, sondern Erleichterung ausdrückte.

„Es ist recht, es mußte geschehen. Ich bin froh, daß es vorüber. Du auch, Christine?"

„Ach, so froh; ich hoffe, es ist kein Unrecht, es zu sagen, aber ich bin glücklich."

„Weshalb? Daß Du mich nun ganz allein für Dich hast?" fragte Doctor Grey, über ihre energische Weise lächelnd.

Ein fremdartiges, noch nie empfundenes Gefühl ließ Christinen's Herz erzittern, als sie mit voller Gewißheit erkannte, daß dies wirklich die Ursache zu der Freude sei, die ihr ganzes Sein durchströmte. Ihr war, als ob ein neues Leben angebrochen sei; da nun der schwere Druck, unter dem sie so lange gelitten, von ihr genommen wurde; von jetzt an würde sie durch die alten, düsteren Räume, die sie einst so beengt und durchfröstelt hatten, frei und leicht dahin schreiten, fröhlich singend wie ein Vogel im Frühlinge.

O, wie entzückend mußte es werden, wenn nun das Haus zu einem wirklich traulichen Daheim gemacht wurde, nur von ihnen allein bewohnt, dem Gatten und den Kindern, die ihrem Herzen nahe standen. Für alle Besucher, und besonders für die Tante, sollte es stets ein herzliches, gastfreundliches Willkommen geben und Christine nahm sich vor, es ihnen gar lieblich und behaglich zu

machen; denn die Freude ihres Herzens war zu groß, daß sie nun wirklich unumschränkte Herrin in ihrem eigenen Hause sein sollte, daß Keiner mehr den Frieden stören durfte, welchen die glückliche Familie fortan genießen würde. Jetzt konnte sie frei über sich und ihre Zeit gebieten, die langen Vormittage wollte sie mit den Kindern zusammen sein, sie belehrend, erziehend, auch mit ihnen spielend; und dann die Abende, allein mit ihrem Manne, selbst wenn er bei seinen Büchern saß und Stunden lang kein Wort sprach — es würde doch entzückend sein!

„Ja, ich will Dich ganz für mich selbst haben — allein mit Dir sein", flüsterte sie mit einem Beben in ihrer Stimme, das noch nie darin gehört worden war; und zum ersten Male schlang sie freiwillig ihren Arm um ihren Gatten und blickte ihm in die Augen mit einem Ausdruck, den er nie vorher darin erschaut.

Jetzt war es ihr klar geworden, klar wie das Sonnenlicht, daß sie ihn liebte und nie einen Anderen als ihn geliebt hatte. Als sie an seinem treuen, großen Herzen ruhte, das ihr voll und ganz gehörte, und sie an das glückliche, friedliche Leben dachte, welches vor ihr lag, voll süßer, ernster Pflichten, voller Segen und Freude, wenn auch die Sorgen nicht ausbleiben würden, als Christinen's Herz überströmte von Wonne und Jubel — dachte sie doch mit tiefem Mitgefühl der armen Tante Henriette und war sehr bekümmert um sie.

Fünftes Kapitel.

Arthur ward nicht gestraft. Ueber die ernstlichen Folgen, zu denen er die ursprüngliche Ursache gegeben, wurde seine Unart vergessen; und als Christine nach einer Stunde in ihr Zimmer kam und den kleinen Burschen ganz geduldig und mit sehr niedergeschlagener Miene ihrer harrend fand, schien es ihr hart, jetzt noch eine Strafe über ihn zu verhängen.

Sie suchte ihren Mann in seiner Arbeitsstube auf und hatte ein langes Gespräch mit ihm, worin sie ihre Ansichten so frei und offen wie nie früher ausdrückte und ihm Dinge in Bezug auf die Kinder erzählte, von denen Doctor Grey nie eine Ahnung gehabt.

In dieser Berathschlagung beschlossen die Eltern, daß außer in sehr seltenen Fällen die körperliche Züchtigung ganz abgeschafft werden solle, daß aber niemals Phillis die Vollstreckerin derselben sein dürfe. Ihre Macht sollte so viel als möglich begrenzt werden, ohne jedoch expresse Gebote zu erlassen, welche sie kränken könnten, oder eine Gleichgültigkeit gegen ihre langen treuen Dienste verriethen.

„Wir dürfen niemals vergessen, Christine, daß sie die

Kinder liebte und für sie sorgte, da sie noch nicht so viel Liebe genossen als jetzt durch Dich."

Arthur erhielt also keine Schläge, sondern nur eine eindringliche Ermahnung und zugleich das den Knaben hochbeglückende Versprechen, Phillis dürfe fortan weder ihn noch eines seiner Geschwister schlagen. Dann mußte er unter seiner Stiefmutter Anleitung den höflichsten und demüthigsten Entschuldigungsbrief an seine Tante schreiben, der aber von der entrüsteten Dame uneröffnet zurückgeschickt wurde. Christine gab sich die Mühe, dem Kinde auseinanderzusetzen, dies sei weniger wichtig, die Hauptsache bestände darin, daß er seine Pflicht gethan, die auch erfordere, sobald er wieder mit der Tante zusammentreffe, sie auf das Artigste und Achtungsvollste zu behandeln, wie es einem Neffen und einem gebildeten Knaben zukomme. Sie stellte ihm als Vorbild seinen Vater hin, der immer rücksichtsvoll höflich gegen Tante Henriette war und selbst die scharfen und spitzen Bemerkungen und Reden, welche sie jetzt nicht einmal in Gegenwart der Kinder unterließ, artig beantwortete.

Ja, Doctor Grey ertrug sie, und auch Christine that es, obgleich es ihr schwerer wurde. Sie achtete nicht so auf Rücksichtslosigkeit, sobald diese nur sie betraf, aber von und zu ihrem Manne in dieser Weise sprechen zu hören, war eine harte Prüfung für sie. Doch noch größer als dieser Mißmuth war das Mitleid mit einer Frau, in deren Macht es lag, so wirklich angenehm und liebenswürdig zu sein, wie Fräulein Henriette es in Gesellschaft war, und die trotzdem das Haus, in welchem sie weilte, zu einem so unerträglichen Aufenthalte machte, daß ihre

nächsten Verwandten den Tag herbeiwünschten, an dem sie es verließ; während die Fernerstehenden die Familie in der Rectorei bedauerten, um den großen Verlust, den sie durch Fräulein Henriette's Scheiden haben würde.

So ging die Zeit langsam dahin, oft durch peinliche Scenen unterbrochen, die mehr und mehr Jedem die feste Ueberzeugung brachten, es sei gut, daß der Wechsel bald komme.

Christine war schon öfter auf Stunden, und besonders den ganzen letzten Tag vor dem Umzuge, in Avonside, dem Besitzthum der Tanten, gewesen, und hatte ein gar liebliches Landhaus gefunden, von Rosen und Jasmin umrankt, das durchaus keinen Anstrich von Dürftigkeit trug, weder außen noch innen. Sie hatte es vom Keller bis zum Giebel aufmerksam besichtigt und Alles so bequem als möglich eingerichtet, was um so leichter war, da ihr Mann ihr volle Macht über seine Kasse dazu eingeräumt. Mit welcher Freude ließ Christine hier und dort kleine Verbesserungen anbringen, ja, sie glaubte gar nicht genug thun zu können. Denn auf ihrem zarten Gewissen brannten Fräulein Gascoigne's bitteren Worte, als ob sie die reine Wahrheit enthalten; und zuweilen konnte sie kaum das Gefühl unterdrücken, als wären die Tanten doch „ausgewiesen". Der letzte Tag ihres Weilens in der Rectorei war so peinlich, daß Christine, nachdem sie ihr Bestes gethan, die Stimmung etwas weniger düster zu machen, was ihr jedoch nicht gelang, endlich das Haus verließ, um mit Arthur einige Athemzüge frischer Luft zu schöpfen.

Sie ging nicht weit, nur über die Brücke, welche die Gebäude des Stiftes mit den gegenüberliegenden freien

Plätzen und Baumanpflanzungen verbindet. Dort in der schönen, stillen Allee, von dichten grünen Wipfeln überwölbt, die den Namen des berühmten alten Philosophen trägt, der sie liebte, pflegte Christine, Angesichts der Fenster ihres Hauses gern auf und ab zu wandeln. Wenn der Schatten des großen Weisen noch zuweilen diesen seinen Lieblingsplatz besuchte, so hätte er sich an dem Anblick erfreuen müssen, den diese schöne, junge Frau mit dem Kinde an ihrer Seite gewährte; sie so ernst und würdevoll und doch so unendlich graciös dahinwandelnd, während der Knabe sie munter umsprang und fröhlich plauderte, worauf sie mit einem belehrenden Worte oder einem süßen Lächeln antwortete. Der Liebreiz dieses Lächelns war unbeschreiblich, nur ein glückliches, friedevolles Herz vermochte es hervorzuzaubern. Christine freute sich der Schönheit ringsumher, denn Avonsbridge prangte in seinem grünen, duftigen Sommerkleide, das es mit bunten Blumen geschmückt. Wie konnte man inmitten so vieler Reize sich das Leben so unnütz verbittern?

Sie gelobte sich, es ferner nicht mehr zu thun. Weder sie noch ihr Mann sollten fortan durch Fräulein Henriette leiden. Fern von einander konnte sie dem Hause nicht mehr zur Plage werden. Welche süße Ruhe nun nach ihrem Scheiden in der Rectorei einkehren mußte, wie gut die Kinder werden würden, wie glücklich der Vater! Ja, sie konnte ihn glücklich machen, das wußte Christine, und das süße Gefühl, diese Macht zu besitzen, war etwas so unendlich Wohlthuendes für die junge Frau, daß sie kaum je ein höheres Glück erträumt hatte. Sie saß in diese Gedanken versunken, fast wie ein Mädchen ihrem ersten

Liebestraum sich hingibt, nur wie dort meist alles Phantasie, so war hier die Wirklichkeit mit ihren ernsten und doch so süßen Pflichten und dem Alles überwiegenden Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu sein.

Christine war nicht gewohnt, viel zu grübeln und ihre Gefühle zu zerlegen, sie empfand nur eine unbeschreibliche Zufriedenheit in sich, ein Wohlbehagen an Allem rings umher, an dem Murmeln des Flusses zu ihren Füßen, dem Säuseln der Blätter in den grünen Wipfeln, an dem blauen Himmelszelt, das sich über ihr spannte, und den Wiesen, die mit Blumen besäet sich jenseits hinzogen. O, es war Alles, Alles schön, denn die Schönheit wurde durch ihr eigenes Herz und seine Reinheit und Zufriedenheit verklärt.

„Guten Morgen, Frau Grey!"

Man gebraucht öfter den Ausdruck: „Es war, als habe er einen Geist gesehen", — so mußte wohl Christinen's Blick sein, als sie bei dieser Begrüßung emporschreckte und Sir Edwin Uniacke vor sich sah, der sich leise hinter ihrem Rücken herbeigeschlichen hatte.

Die Ueberraschung war so groß, daß wider ihren Willen das Blut ihr heiß ins Antlitz emporstieg. Sie erhob sich halb und sank dann wieder nieder, instinctartig fühlend, daß sie um keinen Preis sich erschreckt zeigen dürfe.

Ohne auf Erwiderung des Grußes oder ein Zeichen des Erkennens zu warten, und es erfolgte nichts als dieses unglückliche Erröthen, nahm der junge Mann auf der Bank Platz und suchte mit Arthur bekannt zu werden.

„Ich glaube, ich habe Dich schon früher einmal gesehen, mein kleiner Freund. Du bist der Sohn des Doctor Grey und ich bot Dir damals an, Dich zu tragen. Geht es Dir jetzt wieder besser, junger Herr? Albert heißest Du ja wohl?“

„Nein, Arthur“, erwiderte der Knabe, geschmeichelt, daß man von ihm so viel Notiz nahm. „Gehören Sie zu unserem Collegium? Aber Sie haben ja nicht die Tracht der Studenten an?“

„Jetzt gehöre ich nicht mehr dazu“, entgegnete Sir Edwin mit einem Blick, der halb Aerger und halb Belustigung ausdrückte. „Ich wohne nicht in Avonsbridge, sondern in einem schönen Schloß auf dem Lande. O, es ist dort so hübsch, da gibt es einen großen Park mit vielen Hirschen und Rehen und einem schönen, klaren See, auf dem man in einem Boote umherfährt. Möchtest Du nicht einmal das Alles sehen?“

„Ach ja!“ rief der Knabe, der ganz Auge und Ohr war.

„Ich wohne dort, aber ich komme oft nach Avonsbridge. Was ich auch thue, ich kann nicht lange fern davon bleiben.“

Der Ton, der Blick, welcher über das Kind fort zu Christinen flog, sagte mehr als Worte. Sie stand auf, jetzt wieder ganz ruhig und gesammelt.

„Komm, Arthur! Papa wird mit dem Mittagessen auf uns harren. Und Du weißt, wir lassen ihn niemals warten.“

So einfach die Worte waren, sie drückten viel aus.

Für den Augenblick wurde Sir Edwin durch die ernste

Würde der jungen Frau und ihre vollständige Gleichgültigkeit nicht nur zum Schweigen gebracht, sondern unwillkürlich von Ehrfurcht ergriffen, die aber bald schwand, um einer gereizten Stimmung Platz zu machen. Er hielt Arthur, der bei ihm vorübergehen wollte, fest.

„Du brauchst nicht so zu eilen; es ist kaum fünf und Dein Papa speist erst um sechs Uhr."

„Woher wissen Sie das?" fragte der Knabe.

„O, ich weiß noch mehr. Ich beobachte oft die Rectorei und sehe Vieles, was darin vorgeht. Doch ich will Dir noch von dem hübschen Boot erzählen. Du mußt mit mir nach Lake Hall —"

„Arthur, wir müssen gehen!"

Der Knabe machte seine Hand los, denn obwohl die Stimme, die ihn rief, sanft war, so hatte er doch gelernt, daß er ihr unbedingt gehorchen mußte.

„Ich kann nicht länger bleiben, mein Herr, Mutter ruft mich. Doch ich werde meinem Papa von Ihnen erzählen, vielleicht erlaubt er, daß ich Sie besuche, wenn Sie mir nur sagen wollen, wie Sie heißen."

Sir Edwin zögerte.

„Deine Frage ist unnöthig, Arthur", warf Frau Grey ein. „Ich kenne den Herrn und werde Deinem Vater selbst mittheilen, daß wir ihn hier trafen. Guten Morgen, Sir Edwin Uniacke!"

Sie grüßte mit jener vollendeten, zurückweisenden Höflichkeit, gegen die kein Auflehnen ist, und ging ruhig dahin. Hätte sie den Blick bemerkt, ein Gemisch von Liebe und Haß, der gleich einem verzehrenden Feuer in Sir Edwin's Augen aufflammte und ihr folgte, würde

sie vielleicht erschrocken gewesen sein. Doch nein, sie war eine zu muthige Frau, um etwas anderes zu fürchten, als Unrecht zu thun.

Nachdem der junge Mann einen Moment nachgedacht, wobei er seinen feinen Lackstiefel mit seinem Stöckchen ärgerlich schlug, sprang er auf und folgte ihnen die lange Allee hindurch; indem er seine Unterhaltung mit Arthur fortsetzte, ging er dicht neben diesem, und so kamen sie an die Brücke, von der aus man die Stiftsgebäude, und besonders die Rectorei ganz übersehen konnte.

Mit einem Gefühl der Erleichterung und des Beschütztseins sah Christine nach ihrem Hause empor. An einem der offenen Fenster der Kinderstube bemerkte sie Phillis, Oliver, Letitia und hinter ihnen noch Jemand — Susanna Bennett, die mit einer Botschaft der alten Frau Ferguson gekommen war und die Christine in ihrer Güte nicht ohne eine Erfrischung nach dem fernen Dorfe wollte zurückreisen lassen, in dem es Susanne ganz gut gefiel, wie sie selbst sagte. Daß sie und Phillis dort auf die Lauer gestanden, unterlag keinem Zweifel, sie mußten das ganze Zusammentreffen mit angesehen haben, von dem Augenblick an, als Sir Edwin auf der Bank Platz nahm, bis er nun zum Abschied Arthur die Hand reichte und Christine in einer Weise grüßte, die durchaus nicht so fremd und förmlich war, als es sich geziemt hätte; vielmehr eine nähere Bekanntschaft zu verrathen schien.

That er das absichtlich? Hatte er die Gruppe am Fenster gesehen und aus Eitelkeit oder etwas Schlimmerem sich so benommen, damit die Anderen sein Wesen gegen Frau Grey bemerken und danach ihre Schlüsse ziehen sollten?

Aber was konnte selbst die Böswilligkeit daraus folgern? Die Spaziergänge um das Collegium waren für Jeden zugänglich, dies Zusammentreffen war augenscheinlich zufällig, und Alles, was dabei geschehen, waren einige mit Arthur gewechselte Worte, die der Knabe gewiß gleich wiedererzählen würde, woran Christine ihn auch durchaus nicht verhindern wollte.

Es war trotzdem eine unangenehme Lage für die junge Frau. Sie hatte nichts Böses gethan, nicht der Schatten eines Unrechtes ruhte auf ihr, und doch war sie in Gesellschaft eines Mannes gesehen worden, dem ihr Gatte entschieden sein Haus verboten. Und gerade ihre Dienerin, welche so gern sich in die Familienangelegenheiten drängte, mußte Zeuge dieser Begegnung sein, und schlimmer noch Susanne Bennett, die Christine selbst vor Sir Edwin gewarnt, weil es sich für eine anständige Frau nicht passe, mit ihm umzugehen.

Was mußten diese Beide denken? Und was würde erst Fräulein Henriette sagen, wenn sie davon hörte?

Dieses beängstigende und niederschmetternde: „Was werden die Leute sagen?“ ergriff zum ersten Male mit seinen Schauern Christinen's Herz, dieses reine, schuldlose Herz, das noch vor einer halben Stunde sich so froh und glücklich gefühlt.

„Wie konnte er es wagen?“ rief sie entrüstet, als sie allein in ihrem Zimmer war und nur noch Zeit hatte, sich schnell umzukleiden, um an dem Tisch ihres Gatten den Hauptplatz als die geehrte und geliebte Frau seines Hauses einzunehmen. „Wie durfte er es wagen?“ wiederholte sie noch einmal, und die Flammen gerechten

Zornes stiegen auf ihrem schönen Antlitz empor, beim Denken an die letzte halbe Stunde. „Er muß es sehen, er kann es nicht falsch deuten, wie sehr ich ihn verachte. Er wird es nicht wieder wagen, sich mir zu nahen. O, hätte ich doch nur meinem Manne Alles vertraut. Es war ein schrecklicher Mißgriff!“

Was meinte sie — ihr Geheimniß oder ihre Heirath? Wohl gar Beides?

Christine ließ sich keine Zeit zum Nachdenken. Was auch geschehen, sie hatte gelernt, daß die meisten Mißgriffe und Irrthümer dieser Welt wieder gut gemacht und ausgeglichen werden können. Auf alle Fälle mußte das Weh ertragen und mit ihm gekämpft werden, nur nicht unter demselben zusammensinken, das wäre feige Schwäche gewesen.

In den fünf Minuten, die Christine eher als die Anderen im Eßzimmer war, machte sie sich ernstliche Vorwürfe über die lähmende Angst und Furcht, welche sie vorhin ergriffen. Was hatte sie denn so Schlimmes zu befürchten. Welchen Schaden konnte ihr der böse Mensch zufügen, den sie auf kurze Zeit zu dem Ideale ihrer Mädchenträume gemacht? Das einzige Zeugniß darüber bestand in den paar Briefen, wenn sie noch in seinem Besitze waren, diesen unschuldigen Briefen! Thöricht, schwärmerisch, ja vielleicht lächerlich konnten sie gewesen sein, doch Christine vermochte sich nicht eines Wortes oder Gedankens zu erinnern, über die sie hätte erröthen oder beschämt sein müssen. So konnte jedes Mädchen an einen Freund oder Geliebten schreiben, wenn es nicht stets besser wäre, daß ein Mädchen überhaupt gar keinen Freund

unter den Männern habe, als ihren Verlobten. — Wahrscheinlich waren dieſe Briefe auch lange vernichtet.

„Nein, nein, er kann mir nicht ſchaden, er würde es auch nicht wagen!“ dachte Chriſtine.

Aber es möchte ſchwer zu entſcheiden ſein, wovor ein Mann wie Sir Edwin zurückſchrecken würde.

Als ſie aus ihrem Zimmer eine vergeſſene Kleinigkeit holte, ſah ſie ihn noch mit der Cigarre im Munde in der Allee auf und ab wandelnd, von wo aus er ſo gut jedes Fenſter ihres Hauſes beobachten konnte.

Plötzlich eilte Suſanne Bennett zu ihm hin, doch das Wiederſehen ſchien ihm nicht erwünſcht, denn nach wenigen Worten verließ ſie ihn ſchnell, während er ſeine Promenade fortſetzte.

Eine eitle Frau möchte durch ſeine Beharrlichkeit vielleicht geſchmeichelt oder beſänftigt worden ſein. In Chriſtine erweckte ſie nur Abſcheu, faſt Haß. Wenn ein achtbarer Mann von der niedrigſten Lebensſtufe ſie wahrhaft geliebt, mit Schonung und Rückſicht würde ſie dieſe Liebe behandelt haben; aber daß dieſer junge, leichtfertige Mann ihr, dem Weibe eines Anderen, ſo zu begegnen wagte, war ein Schimpf und konnte nur Empörung erwecken, dieſelbe gerechte Entrüſtung, welche ſie gegen jede Frau empfunden haben würde, die es verſucht hätte, ihr ihren Mann abwendig zu machen. Ihr Mann von einer anderen Frau gefeſſelt, eine andere als ſeine Gattin liebend; der bloße Gedanke rief ein Lächeln hervor und dann ſtrömte ihr Herz vor ſeliger Freude über, daß er der beſte, edelſte, treueſte aller Männer war und ſie ihn liebte. Wer konnte

es wagen, zwischen sie zu treten, die jetzt durch eine gleiche Liebe verbunden waren?

Fort mit den schweren Ahnungen, den dunklen Gedanken — und sie entflohen blitzschnell, als ihr Gatte die Thür seines Studirzimmers schloß und Christine rief.

Sie eilte zu ihm und wollte ihm schnell ihre Begegnung mit Sir Edwin Uniacke erklären; später, wenn sie die langen schönen Abende ungestört beisammen waren, dann sollte er auch ihr Geheimniß, den kurzen Traum ihrer Jugend erfahren, damit es fortan nichts in ihrem äußeren Leben gab, das ihrem Gatten nicht bekannt war.

Aber Christine sah ihren Mann nicht mehr allein, sie trafen gleich mit den Tanten im Eßzimmer zusammen; die eine steif und kalt, die andere schweigend und in Thränen, und es bedurfte der ganzen herzgewinnenden Freundlichkeit von Doctor Grey und seines liebreichen Wesens, um die letzte Mahlzeit vor der Trennung wenigstens zu einer anscheinend friedlichen zu machen.

Er war so sichtlich bemüht darum, daß auch Christine, ihn zu unterstützen, alle Sorgen vergaß und eine heitere Miene annahm. Und als sie ihn so im Stillen beobachtete, wie er für Jeden ein freundliches Wort und für Fräulein Henriette die größte Höflichkeit und Geduld hatte — was freilich heute doppelt schwer war, denn sie befand sich in der übelsten und bissigsten Laune — da erschien Christinen ihr Gatte, trotz seiner grauen Haare und mancher Furche und Falte in seinem Antlitz, doch unvergleichlich viel anziehender und höher stehend, als irgend ein junger, schöner Mann.

Obgleich Beide ihr Bestes thaten, war das Mittags-

mahl doch ein sehr wenig vergnügtes. Christine hatte beschlossen, ganz öffentlich zu erzählen, daß sie Sir Edwin getroffen, aber Arthur kam ihr zuvor, indem er lebhaft ausrief:

„Papa, lieber Papa, laß mich einmal zum Besuch nach Lake Hall!"

„Lake Hall?"

„Ja, der Besitzer des Gutes hat mich eingeladen; ganz gewiß. Er ist der freundlichste, angenehmste Herr, den ich kenne, und dabei ein Baron. Sir Edwin Uniacke ist sein Name."

„Wo hast Du Sir Edwin Uniacke getroffen, mein Sohn?"

So kam die Begegnung zur allgemeinen Kenntniß. Doctor Grey hörte in tiefem Schweigen zu, doch war ein gewisses Mißvergnügen nicht zu verkennen. Endlich sagte er ernst:

„Ich glaube, Du irrst Dich, Arthur. Deine Mutter würde niemals erlauben —"

„Sie sagte auch nicht, daß sie mir den Besuch erlauben würde, sie sah im Gegentheil gar nicht erfreut bei der Einladung aus. Mir scheint, sie kann den Sir Edwin nicht leiden, und wenn sie nicht wünscht, daß ich ihn besuche — dann — dann will ich auch lieber hier bleiben", sagte Arthur sehr heroisch.

„Du bist ein guter Knabe. Aber ich dächte, der Herr hätte sich doch etwas bedenken sollen, ehe er sich so meiner Frau und meinem Sohne aufdrängte."

„Der Meinung bin ich auch", sagte Christine, sich zum ersten Mal in das Gespäch mischend.

Doctor Grey blickte sie scharf an, aber selbst der eifersüchtigste Ehemann hätte in ihrem Gesicht nur die Zustimmung zu ihren Worten gefunden.

Fräulein Henriette hatte aufmerksam und spähend gelauscht, wobei ihre großen Augen immer größer wurden, endlich gab sie ihre Ansicht kund in der bekannten, haarscharfen Weise.

„Ich meine, es muß entschieden die Schuld der Dame sein, wenn ein Herr es wagt, ihr seine Gesellschaft aufzudringen. Es wäre mir niemals in den Sinn gekommen — nach dem was Doctor Grey über Sir Edwin gesagt — daß die drei Figuren, welche ich an diesem Nachmittage so gemüthlich auf jener Bank bei einander sitzen sah, so gemüthlich, als ob sie Stunden da gesessen, was vielleicht auch der Fall gewesen —"

„Nicht mehr als einige Minuten", unterbrach sie Christine, anscheinend ruhig, doch innerlich von dem Wunsche beseelt, daß sie Fräulein Henriette einen scharfen Verweis hätte geben mögen, über ihre Art, Wahrheit und Lüge in ihrer Darstellung zu vermischen, wodurch mehr Unheil als durch grobe Lügen entstand. „Wir saßen wirklich nur ein paar Minuten dort, denn wenn ich selbst keine anderen Ursachen zu meinem Fortgehen gehabt, es wäre genug gewesen, daß ein Mann, den mein Gatte nicht achtet, auch nicht mit seinem Sohne näher bekannt werden darf."

„Dank Dir, Christine, das war recht."

„Und doch durfte er sie bis zur Thür Ihres Hauses begleiten?"

„Bis zur Brücke, Fräulein, und zwar gegen meinen Willen — nur bis zur Brücke."

„Ach, das ist ziemlich dasselbe. Und ich muß dies für ein höchst auffallendes Betragen erklären. Die Besuche eines Herrn — seine öffentlichen Höflichkeitsvisiten — zurückweisen, unter dem Vorwande, er sei nicht gut genug für Ihre Gesellschaft und dann mit ihm zusammentreffen und promeniren. Was werden die Menschen sagen?"

Gleich einem gehetzten Wilde, das endlich Schutz und eine sichere Zuflucht gefunden, so ruhig saß die junge Frau unter diesen Angriffen und erwiderte gelassen:

„Ich frage nicht nach dem Geschwätz der Leute; es kümmert mich nicht."

„Das weiß ich. Menschen wie Sie kümmern sich nie darum, sie schlagen der Welt ins Antlitz, sie —"

„Mein Gatte — Arnold!" rief Christine mit einer Art Hülferuf, dem ersten, den sie je gewagt, um Schutz, mindestens Gerechtigkeit zu erlangen.

Doctor Grey fuhr erschreckt empor aus tiefem, vielleicht schmerzlichem Nachdenken, in welchem er nichts von dem Gespräche gehört.

„Das Einzige, was mich kümmert und mir am Herzen liegt, ist die Meinung meines Mannes. Wenn er mich tadelt —"

„Weshalb, meine Liebe?"

„Weil ich bei meinem Spaziergange in der Allee dort, die von jeder Dame besucht werden kann und wird, Sir Edwin Uniacke begegnete, dessen Gesellschaft ich so wenig wünsche wie Du, und er zu uns kam und mit Arthur einige Worte wechselte. Ich vermochte es nicht zu verhindern — wie sollte ich es?"

„Nein, mein Kind, Du konntest es nicht."

Das Wort „mein Kind“ wurde vielleicht, nur ihr bemerkbar, etwas mehr betont und traf ihr Herz tief. O, wenn sie doch früher den Muth gehabt hätte, ihm Alles zu vertrauen, in der Größe seiner Liebe und Zärtlichkeit würde er auch Verständniß gefunden haben für diese kindische Thorheit, den kurzen Traum eines liebebedürftigen Herzens und für all das Elend, das er ihr brachte. Bei der nächsten Gelegenheit wollte sie ihm Alles erzählen, so sehr das Geständniß sie schmerzen und demüthigen würde, er sollte es hören.

„Papa, bin ich unartig gewesen?“ fragte Arthur. „Mir kam der Herr gar nicht so schrecklich vor. Er trat zu meiner Mutter heran, ohne daß wir sein Kommen bemerkt, und that, als ob er sie kenne, aber sie war sehr fremd und kalt gegen ihn. Dann redete er immer mit mir und versprach mir, wenn ich ihn besuche, solle ich ein Boot zum Fahren und ein kleines Pferd zum Reiten haben. Mir erschien er als einer der liebenswürdigsten Herrn.“

„Das ist er auch. Und Niemand soll *mich* vom Gegentheil überzeugen“, rief Fräulein Henriette, immer glücklich, wenn sie gegen den Strom schwimmen konnte. „Ich muß gestehen, Doctor Grey, die Art, wie Sie und Ihre Frau Ihre Meinung gegen die der besten Gesellschaft aufstellen und durchsetzen, ist in der That vollkommen unsinnig. Sobald ich erst wieder in meinem eigenen Hause eingerichtet bin, um Gäste dort zu empfangen —“

„So würde ich Ihnen doch als treuer Freund und Bruder den guten Rath geben, Sir Edwin Uniacke nicht einzuladen. Und nun denke ich, wir enden diese nicht

sehr angenehme Unterhaltung. Laßt mich lieber fragen, Ihr beiden Tanten", o welch sonniges Lächeln des Mannes gutes Antlitz erleuchtete, so voll Licht und Liebe, daß es fast jede dunkle Wolke am häuslichen Himmel verscheuchen konnte — „ja, laßt mich fragen, wenn Ihr uns Alle zum Thee in Avonside erwartet?"

Sechstes Kapitel.

„Nun, das Mindeste, was ich darüber sagen will, ist, daß ich es doch sehr seltsam finde."

„Was ist denn seltsam?" fragte Tante Marie, indem sie ruhig von ihrem Strickzeuge emporsah, das nun nicht mehr so schnell wuchs als früher, denn sie war jetzt sehr thätig und außerordentlich glücklich. Wenn ihr Bruder oder seine Frau die geringsten Gewissensbisse über ihren Umzug nach Avonside fühlten, so mußten diese ganz verschwinden bei dem Anblick der kleinen Dame, die so emsig umher schaffte — das Bild vollkommener Zufriedenheit. Sie hatte stets neue Pläne für den Haushalt, ihren Hühnerhof, den Taubenschlag und das Gewächshaus. Und nun gar der Garten! Der war eine Quelle nie endender Freude! Die drei Jahre, welche sie in der Rectorei verlebt, waren glücklich vorüber, und das ganze nette Haus in Avonside hatte wieder die Gestalt angenommen, die es zu Lebzeiten der ersten Frau Grey trug. Es war ein echtes „Tantenhaus", in welchem die Kinder als Gäste stets willkommen waren und gehegt und gepflegt wurden, so daß es ihr Entzücken ausmachte, recht oft diesen Besuch zu wiederholen.

Die plötzliche Umgestaltung der häuslichen Verhältnisse hatte sich für alle Theile heilsam erwiesen, wie die meisten derartigen Revolutionen, die redlich und ehrlich gemeint und ausgeführt werden, es thun. Die falsche und schiefe Stellung, welche verschiedene Glieder der Familie eingenommen, war nun zu einer richtigen und natürlichen geworden. Selbst Fräulein Henriette fühlte sich glücklicher, seit die Verantwortlichkeit der Oberherrschaft im Hausstande und vor Allem die Plage mit den Kindern, zu deren Beschützerin und Erzieherin sie sich nun einmal berufen glaubte, von ihr genommen waren. Sie konnte mit den kleinen Wesen schon ein paar Stunden in ihrem eigenen Hause fertig werden, wohin sie mit Festtagskleidern und guter Laune als Besucher kamen, doch in der Rectorei hatten sie sich furchtbar genirt und gequält. Eine Frau, die nicht im Stande ist, ihre Selbstsucht zu bekämpfen, wird stets durch Kinder sehr belästigt werden und den armen Kleinen eine noch größere Qual bereiten.

Und obgleich Fräulein Henriette sich immer noch selbst sehr bemitleidete und viel zu Tante Marie klagte, so stand es doch in jeder Hinsicht besser um sie, seitdem sie wieder in Avonside wohnte. Sie war weniger übellaunig und herbe, und selbst ihr stetes, nie enden wollendes Gespräch — denn sie besaß ein staunenswerthes Talent zum Sprechen — wurde nicht mehr mit solchen Ausbrüchen der Bitterkeit und des Grolles gegen die ganze Welt gewürzt, wie solche die Atmosphäre in der Rectorei verdüstert hatten. Vor einigen Wochen würde sie die an sie gerichtete Frage noch schärfer und spitzer beantwortet haben, als es jetzt geschah:

„Marie, ich glaube, Du hörst niemals ordentlich zu, wenn ich mit Dir rede, das geht bei Dir in ein Ohr hinein, durch das andere hinaus.“

Das Letztere war wohl möglich, ja sogar sehr rathsam, denn da Fräulein Henriette vom Morgen bis in die sinkende Nacht hinein sprach, so wurde das Amt des aufmerksamen Zuhörens wirklich zu einer Arbeit. Mit einem sanften Lächeln erwiderte die kleine Dame:

„Nein, liebe Henriette, ich höre Alles.“

„Dann würdest Du ohne Zweifel irgend eine Bemerkung über das, was ich Dir mittheilte, gemacht haben, über die seltsame Geschichte, die mir Fräulein Smiles gestern Abend erzählte, während Frau Grey sang — sagte ich Dir nicht, daß es so kommen würde? Sie singt jetzt in allen Gesellschaften, und ihr Mann duldet es nicht nur, nein, er muntert sie dazu auf, er sagte mir ausdrücklich, es sei ihm eine Freude, wenn seine Frau sich Jedem so angenehm wie möglich mache. Sie beabsichtigen, jede Woche einen Empfangsabend in der Rectorei zu haben, zu dem besonders die Schüler und Studenten von St. Bede zugelassen werden sollen; Frau Grey meint, der Rector müsse gleich einem Vater gegen sie handeln, sie nicht nur belehren und überwachen, sondern ihnen auch sein Haus zu einer Art Heimath machen. Von all solchem Unsinn war doch zu unserer Zeit nie die Rede.“

„Nein, aber ich bin überzeugt, mein theurer Arnold thut immer das Rechte. Was wolltest Du mir über Fräulein Smiles —“

„Ich habe Dir schon zwanzigmal erzählt, Marie, daß Fräulein Smiles sagte, sie hätte von Frau Brereton

erfahren — Du kennſt doch Frau Brereton, welche die vielen Kinder hat und nie eine Gouvernante lange behält — daß ihre neue Erzieherin, Suſanne Bennett, die ich einmal für Letitia engagirte, ihr eine lange Geſchichte über Frau Grey und Sir Edwin Uniacke mitgetheilt habe, der vor ihrer Verheirathung ſehr gut mit ihr bekannt geweſen ſein ſoll."

„Mit Chriſtinen? Das hat ſie nie erzählt. O nein, das kann nicht ſein, ſie hätte es geſagt."

„Darauf rechne doch nicht zu ſicher", erwiderte Fräulein Henriette geheimnißvoll.

„Ueberdies kann ſie ihn ja nicht einmal leiden. Erinnere Dich doch, Henriette, als er in der letzten Woche bei uns Viſite machte und ſie zufällig hier war, ging ſie augenblicklich fort, ohne ihn zu ſehen."

„Ja, es war unhöflich genug von ihr. Jeder meiner Bekannten, den ich einlade —"

„Er lud ſich aber ſelbſt ein."

„Thut nichts, genug er kam und ich hatte keinen Grund, ihn abzuweiſen. Ich finde Doctor Grey's Einwände gegen ſeine Bekanntſchaft lächerlich. Man begegnet dem jungen Herrn in den erſten und beſten Häuſern und ſein Weſen iſt bezaubernd. Doch davon iſt jetzt nicht die Rede, ſondern davon, ob er mit Frau Grey vor ihrer Verheirathung bekannt war, und wenn, weshalb ſie es verſchwieg."

„Vielleicht hat ſie deſſen erwähnt."

„Nicht gegen mich. Als er nach der Rectorei kam, ſeinen Beſuch zu machen, und ich ſie einander vorſtellte, grüßten ſie ſich wie ganz Fremde. War es nicht auffällig

und entschieden rücksichtslos gegen mich, nicht zu sagen, daß sie sich schon früher gekannt hatten? Ich habe allen Grund, ärgerlich zu sein, das mußt Du selbst fühlen."

Ob die gute Tante Marie derselben oder anderer Meinung war, blieb unentschieden, sie lächelte nur verlegen.

„Ein anderer Umstand gibt mir auch noch zu denken, da er mir jetzt wieder ins Gedächtniß kommt. Sir Edwin Uniacke war sehr überrascht, als er von mir hörte — wie es kam, weiß ich kaum, doch ich glaube, ich mußte es ihm erzählen — daß Dein Bruder Christine Oakley, die Tochter des Organisten, geheirathet hatte."

Wie von einem seltenen Lichtblitz erleuchtet, sagte Tante Marie:

„Meinst Du nicht, daß Sir Edwin mit Christinen's Vater bekannt gewesen sein mag? Der junge Mann ist so sehr musikalisch, es wäre nicht wunderbar, wenn er die Gesellschaft guter Musiker aufsuchte. Denn für Christine —" die schlichte einfache Tante Marie hatte nicht funfzig Jahre in der Welt und zwanzig zusammen mit Tante Henriette gelebt, um nicht doch etwas Erfahrung und Scharfblick gewonnen zu haben — „ja, für Christine würde es sehr schlimm gewesen sein, unter jungen Männern Bekanntschaft gehabt zu haben, und besonders mit einem Sir Edwin Uniacke."

„Er ist nicht schlechter als Alle und ich bitte Dich, keine Bemerkungen über ihn zu machen", sagte Fräulein Henriette würdevoll. „Was Frau Grey betrifft —"

„Vielleicht — gewiß ist es nicht wahr", warf die gute kleine Dame bittend ein. „Die Leute reden so

viel Unwahres. Frau Brereton mag das Ganze erfunden haben."

„Nein, es ist keine Erfindung. Habe ich Dir nicht gesagt, Susanne Bennett hätte die Geschichte mit allen näheren Umständen erzählt, gerade wie sie dieselbe von dem Dienstmädchen jenes Pächterhauses gehört, in welchem der alte Oakley mit seiner Tochter einige Zeit wohnte? Während vier Wochen kam Sir Edwin täglich hin, nicht einmal blieb er aus. Schon um Deines Bruders willen möchte ich nichts Böses von ihr denken, aber Du mußt zugeben, Marie, wenn ein junges Mädchen in ihrer Lebensstellung solche beständige Besuche von jungen Herren empfängt, die überdies eine so viel höhere Rangstufe einnehmen, wie dies bei Sir Edwin der Fall ist, so kommt man unwillkürlich auf Vermuthungen —"

„O, Henriette!" rief Tante Marie, deren weibliches Gefühl diesmal ihre passive Art des Nichtwiderstandes durchbrach, „Henriette, halt ein! Du bedenkst nicht, was Du sagst!"

„Es ist gerade nicht meine Weise, ohne Ueberlegung zu sprechen; ich bin mir meiner Worte durchaus bewußt und ich wiederhole, solches Betragen gereichte Christine Oakley nicht zur Ehre. Ich weiß wohl, man kann von einer jungen Person gleich ihr nicht denselben Sinn für Anstand und nicht das feine Benehmen erwarten, welche Mädchen in unserer Lebensstellung besitzen und durch welche gerade wir Beide uns so auszeichneten. Ich glaube, Du und William, Ihr habt kaum einen Blick mit einander ausgetauscht, ehe Ihr verlobt waret."

Ein sanftes Leuchten, ein zärtlicher, feuchter Schimmer

erglänzte in Marie Grey's matten, blauen Augen bei dieser Erinnerung.

„Laß das jetzt ruhen, Henriette, wir müssen an Christine denken. Es wäre schrecklich, wenn solche böswilligen Gerüchte sich über die arme junge Frau verbreiteten!"

„Das wird nicht ausbleiben und deshalb bin ich entschlossen, zum Wohle Deines Bruders der Sache auf den Grund zu kommen. Ich glaube, um allen Zweifeln ein Ende zu machen, wäre es das Beste, Sir Edwin Uniacke selbst zu fragen."

„Spricht man vom Wolf, ist er nicht weit", dies alte Sprüchwort erfüllte sich einmal wieder, denn in dem Augenblick erschien der junge Mann an der Gartenpforte.

„Nun, das ist ein seltenes Zusammentreffen," rief Tante Marie.

„Nenne es lieber eine Schickung der Vorsehung", erwiderte Fräulein Henriette. Und in der unbegreiflichen Befangenheit ihres Urtheiles in manchen Dingen, in der Ueberschätzung ihres Scharfblickes und ihrer Einsicht glaubte diese Frau wirklich, die Vorsehung habe ihr die heilige Pflicht auferlegt, die Vergangenheit des armen alleinstehenden Mädchens, welches Doctor Grey zur Gattin erwählt, zu erforschen und an das Tageslicht zu ziehen. Mit der feinsten Höflichkeit sagte sie:

„Spricht man vom Engel, sieht man die Flügel. Wir redeten soeben von Ihnen, Sir Edwin."

„Vielen Dank! Auch für Ihre reizende Parodie des alten Sprüchwortes. Ich hoffe doch nicht als ein Engel der Finsterniß betrachtet zu werden."

Nein, so sah er nicht aus, dieser hübsche junge Mann,

der die Art von Schönheit besaß, welche Göthe's und Byron's Gesichter zeigen, andeutend, was man das griechische Temperament, die Natur des alten attischen Geschlechtes nennen möchte: feurig und zärtlich, doch nicht nur sinnlich; vergnügungssüchtig, leidenschaftlich und veränderlich, aber nicht mit Vorsatz lasterhaft, eine Natur, welche von einem unbändigen Drange nach leiblichen und geistigen Genüssen bewegt wird und in dem Schwelgen darin eine Wonne, ein Entzücken findet, dem alles Andere geopfert wird. In kurzen Worten: der heidnische Typus der Männlichkeit dem christlichen gegenüber. Ein Typus, dessen Reiz und Zauberkraft so lange währt, als Körper und Geist frisch und lebendig sind; wenn Beide verfallen und nun nichts bleibt als die Seele, das Unsterbliche und wahrhaft Göttliche in jedem Menschen — dem nur Reines und Göttliches genügt — dann steht es schlecht um einen solchen Mann.

Ein scharfer Beobachter, der schon durch Jahre und Welterfahrung gereift war, hätte diesen jungen Mann in seiner Blüthe und Schönheit doch nicht ohne ein Gefühl des Mitleides angesehen.

Sir Edwin setzte sich nieder und that ganz, als ob er in dem Hause gut bekannt sei, und doch war es erst sein zweiter Besuch. Aber Fräulein Henriette hatte es ihn nicht undeutlich merken lassen — schon aus Liebe zum Widerspruch — daß er stets dort willkommen war und sie ihn gern mochte. Es machte ihm Freude, beliebt zu sein, und er genoß diesen Vorzug wie Einer, der recht daran gewöhnt ist.

„Nun, ich muß gestehen, dies ist das reizendste Land-

haus zehn Meilen in der Runde, ein kleines Paradies. Es nimmt mich gar nicht Wunder, daß es so viel Besucher heranlockt; auch jetzt begegnete ich wieder einer ganzen Schaar, Ihrer Frau Schwägerin, (welch reizende Dame!) Ihrem Neffen, dem kleinen Fräulein und jener braunen, etwas zigeunerhaften, aber eher schönen Wärterin, die dem Kopfe der Clytia ähnlich sieht, besonders wenn man auf ihren trotzigen Mund und das vorspringende Kinn nicht zu sehr achtet."

„Wie gut Sie sich die Gesichter merken, Sir Edwin."

„Natürlich, ich bin ein wenig Künstler."

„Auch Maler? Denn Sie sind ein großer Musiker, wie ich höre. Und dies erinnert mich," fuhr Fräulein Henriette fort, eifrig bedacht, ihre Mission zu erfüllen, die sie, wie sie sich selbst eingeredet, nur zum Besten der Familie unternahm, „daß ich eine Frage an Sie richten wollte. Kannten Sie nicht Frau Grey's Vater, den Organisten, und auch sie selbst als Mädchen?"

„Herrn Oakley kannte Jeder", so lautete die ausweichende Antwort. „Er war ein merkwürdiger Mann, ein echtes Genie, mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen. Er trank, aß Opium, er —"

„Er ist todt!" warf Tante Marie sanft ein.

„Sie meinen, dies sei genug, um über ihn zu schweigen. Ich gehorche, Fräulein Grey."

„Aber seine Tochter, sagten Sie nicht, Sie kannten auch dies junge Mädchen?" fragte Fräulein Henriette beharrlich.

„O ja. Eine zufällige Bekanntschaft. Sie war ein reizendes Mädchen, anmuthig, wenn auch noch nicht ganz

entwickelt. Dieſe zarten, roſigen Blondinen mit den großen, ſchlanken Geſtalten erreichen meiſt erſt in der Mitte der zwanziger Jahre ihre volle Schönheit. Fräulein Oakley beſaß eine der herrlichſten Stimmen der Welt. Wir ſangen immer zuſammen Duetts."

Vielleicht wußte er nicht, was er anrichtete, aus Schonung für ihn wollen wir annehmen, er ſah nichts darin in ſeiner ihm gewohnten, etwas leichten und anmaßenden Weiſe, wie er von allen Frauen ſprach, auch von dieſer zu ſprechen; doch das Entſetzen in Fräulein Henrietten's Geſicht mußte ihm auffallen.

„Sie ſangen Duetts zuſammen! Ein junger Mann von Ihrem Range und ein Mädchen in Chriſtine Oakley's Stellung — und nicht einmal eine Mutter dabei!"

„O, ihr Vater war meiſt gegenwärtig, wenn Sie an den Anſtand denken. Nein, es geſchah auch nicht das Geringſte dagegen. Sie war ein bildhübſches Mädchen und ich ein junger Burſche, damals ſogar etwas ſehr zart und ſchmachtend, und ſo hatten wir denn eine kleine, unſchuldige Liebelei, doch durchaus nichts Ernſtliches, ich verſichere Sie, es hatte nichts zu ſagen."

„Natürlich nicht", erwiderte Tante Marie, todesmuthig ſich einmiſchend. Und mit noch größerer Energie ſuchte ſie durch Winke und Blicke Fräulein Henriette zum Bewußtſein der Lage zu bringen, in welche dieſes Geſpräch ſie Beide verſetzte. Endlich hatte ſie ihre Abſicht erreicht und mit richtigem Gefühl beſtätigte dieſe den Ausſpruch der Freundin mit den Worten:

„Natürlich hatte es nichts zu ſagen. Mein Schwager weiß ohne Zweifel Alles."

„Das mag der Grund sein, weshalb ich niemals zum Doctor Grey gebeten werde.“ Lieblich und silberhell und so ganz sorglos klang das Lachen, welches diese Worte begleitete. „Da fällt mir ein, es soll gestern reizend dort gewesen sein, ein musikalischer Abend, bei dem Jeder viel sang, Frau Grey nur einmal, aber hinreißend, göttlich. Wie gern hörte ich sie wieder singen! Doch da sind die Kinder. Darf ich mir die Freiheit nehmen, ihnen das Gartenthor zu öffnen?“

Er eilte hinaus und kam mit der kleinen Schaar wieder, die nur von Phillis begleitet wurde, Christine fehlte, sie war halbweges umgekehrt.

„Nun, ich muß gestehen, das ist seltsam; ich lud sie doch ein, den Tag hier zu verleben. Ich finde es sehr rücksichtslos gegen mich — gegen uns Beide, Marie.“

„Vielleicht fühlte sie sich nach dem Abend vorher zu angegriffen“, warf Tante Marie begütigend ein.

„Nein, Mutter ist nicht angegriffen, sonst hätte sie es mir gesagt“, rief Arthur. „Sie bestellte mir — nicht Ihnen, Phillis, meine Mutter gibt mir jetzt stets ihre Aufträge — ich solle ihr Wegbleiben entschuldigen, aber Papa möchte sie zu Hause vermissen. Käme er, uns abzuholen, würde sie ihn begleiten.“

„Sehr zärtlich und unterwürfig. Sie wird nächstens nicht mehr einen Schritt ohne Deinen Bruder ausgehen, Marie.“

„Und niemals scheint mein lieber Arnold glücklicher, als wenn sie bei ihm ist“, fügte die kleine Dame hinzu. „Es wird mir eine herzliche Freude sein, sie heute Abend Beide hier zu haben.“

„Ich wünschte, mein guter Stern hätte mich dann hergeführt, eine so liebenswürdige Familiengesellschaft zu theilen“, bemerkte Sir Edwin.

Dieser Wink war doch etwas zu stark, selbst für Fräulein Henrietten's Gastfreundschaft und Höflichkeit. In würdevollem Schweigen ließ sie ihn vorübergehen, dann schickte sie Phillis und die Kinder zu dem für sie früher hergerichteten Mittagessen, und nachdem noch eine kurze Zeit in der lebhaftesten Unterhaltung zwischen ihr und Sir Edwin verstrichen, gab sie es zu, daß der junge Mann sich empfahl.

Als er durch den Garten ging, bemerkte Tante Marie mit großem Mißfallen, wie er von ihrer schönen Jasminlaube ein paar der reizendsten Blumen abstreifte, einen Moment den süßen Duft einsog und sie dann fortwarf. Er würde dasselbe mit edleren Blumen, als diesen leicht verwelklichen, gethan haben — vielleicht war es schon geschehen.

Auch Fräulein Henriette blickte ihm nach und dann nahm sie Tante Marie gegenüber Platz, ihr seidenes Kleid so recht weit ausbreitend und sich ganz zu einem Wortgefecht einrichtend, wenn anders der Kampf, der stets nur von einer Seite geführt wurde, ein Gefecht zu nennen war.

„Ja, ja, ich durchschaue jetzt Alles; mir entgeht nichts. Und bitte, Marie, was denkst Du nun von ihr?“

„Von wem?“

„Wenn Du nicht hören und reden willst, stellst Du Dich stets so dumm an. Ich spreche von Deiner lieben Schwägerin, Christine Grey.“

Die arme Tante Marie versuchte noch immer ihre Arglosigkeit zu bewahren und fragte schüchtern:

„Was meinst Du denn, theure Henriette?“

„Pah! Das ist Unsinn. Du verstehst mich recht gut. Du bist nur zuweilen so einfältig oder so lammfromm. (Ein Glück für die kleine Dame, sonst hätte sie nicht eine Woche, viel weniger zwanzig Jahre mit ihrer herrschsüchtigen Freundin leben können.) Jetzt sage schnell, was Du zu thun gedenkst?“

„Thun — ich?“

„Ja, Du. Aber liebste Marie, vermagst Du es denn nicht zu begreifen, daß es Dir obliegt, Deinem Bruder mitzutheilen, was Du in Betreff seiner Frau entdeckt hast?“

„Entdeckt?“

„Gewiß. Es ist jedenfalls eine Entdeckung, da sie nie davon gesprochen, es ihrem Gatten nicht mitgetheilt hat, daß sie vor ihrer Verheirathung Duetts gesungen — Liebeslieder ohne Zweifel, was für jedes Mädchen sehr unpassend ist und zwar mit einem jungen Manne von Sir Edwin's Rang und Stellung, der natürlich nie daran dachte, sie zu heirathen. Kein anderer Mann in ganz Avonsbridge, als Dein Bruder konnte sich auch so vergessen. Die leichte Art, mit der Sir Edwin von ihr spricht, zeigt übrigens genau den Grad der Achtung, den er für sie besitzt.“

„Vielleicht hat sie meinem lieben Arnold die Sache doch mitgetheilt,“ sagte Tante Marie sanft.

„Warum erzählte er es uns dann nicht — vor Allem mir? Weshalb brachte er mich in die höchst unpassende Lage von dieser früheren Bekanntschaft seiner Frau nichts

zu wiſſen? Weshalb war ich in dem ſehr unangenehmen Geſpräch, das wir einſt in der Rectorei hatten, die Einzige, welche nicht die Gründe erfuhr — und ſehr triftige Gründe, wie ich nun ſehe — aus denen er ſich Sir Edwin's Beſuche verbat. Duetts mit einander zu ſingen! Reizend! Vielleicht kommen ſie noch zuſammen, um dies Vergnügen fortzuſetzen. Das neue Piano! — und gleich darauf wurden wir aus dem Hauſe gewieſen — wörtlich ausgewieſen! Aber wer weiß, vielleicht war das gerade die Urſache, damit ſie ihn nun ungenirter bei ſich ſehen konnte. O, Marie, Marie! Jetzt thut mir Dein armer, hintergangener Bruder leid!"

Es iſt höchſt wunderbar, wie manche Frauen — auch Männer, doch viel ſeltener — ihren Groll und Zorn, der vielleicht erſt ſo klein wie ein Schneeball war, ſo lange drehen und rollen und immer etwas hinzufügen, bis er endlich zu einem Berge anwächſt, der aus den verſchiedenſten Vermuthungen und vorausgeſetztem Unrecht beſteht und endlich ſo hart und feſt wird, Tag um Tag, daß kein Sonnenſtrahl der Güte und Milde ihn mehr zu ſchmelzen vermag. Vergebens rief Tante Marie mehr als einmal ihr rührendes, flehendes: „O, Henriette!" und verſuchte in ihrer ſanften Weiſe ein paar entſchuldigende Worte einzuſchieben — es ſchlug Alles fehl. Fräulein Henriette hatte ſich ſo in die Aufregung hineingearbeitet, daß ſie Alles, was nur eine Einbildung von ihr war, feſt glaubte. Und mit einem Ausdruck wahren und ehrlichen Kummers wiederholte ſie mehr als einmal:

„Was ſollen wir thun? Dein armer, lieber Bruder!"

Mit all' ihren Fehlern war Fräulein Henriette doch

Bayerische Staatsbibliothek München

eine gewiſſenhafte Frau, die, ſofern ſie etwas als ihre Pflicht erkannte, es auch zu erfüllen ſtrebte und ebenſo, vielleicht noch etwas ſtrenger, von Anderen dieſe Pflichterfüllung verlangte. Sie ſtand entſetzt vor dem Bilde — freilich von ihrer eigenen Hand entworfen — ihren armen, guten Schwager, den ſie im Grunde ihres Herzens lieb hatte, an eine ſolche falſche, leichtfertige Frau verheirathet zu ſehen, die, in ihrer Jugend und blühenden Schönheit, ſich über den ſo viel älteren Gatten und ſeine Eigenthümlichkeiten luſtig machte und hinter ſeinem Rücken mit allen jungen Leuten kokettirte und liebelte. Denn ſo viel Gerechtigkeit mußte Tante Henriette gethan werden, nicht für einen Moment beſchuldigte ſie die junge Frau, etwas Schlimmeres zu thun als eine Liebelei anzuknüpfen, die ihrer Eitelkeit ſchmeichelte. Niemand, der nur ſeine richtigen fünf Sinne und gewöhnliche Scharfſicht hatte, konnte etwas wirklich Erniedrigendes oder Entehrendes von Chriſtine glauben.

„Ich muß ſelbſt mit der Armen ſprechen; ja, ich will ihr die Gefahr, die ſie läuft, vor Augen führen. Bedenke doch nur, Marie, wenn dieſe Geſchichte in Avonsbridge bekannt würde! Niemals könnte ſie wieder den früheren Platz in der Geſellſchaft einnehmen. Ich muß mit ihr reden, o, wenn ſie mir nur vertrauen möchte, voll und ganz, damit ich ihre Partie nehmen und Jedem ſagen könnte, daß, wie auch der Schein gegen ſie ſei in dieſer dummen Geſchichte, doch durchaus nichts Schlimmes geſchehen iſt — nicht das Geringſte. Verſtehſt Du mich, Marie?“

Ach, die arme Marie hatte ſich ſeit ſo langer Zeit gewöhnt, Alles mit den Augen ihrer lieben Henriette zu

ſehen, daß ſie kaum mehr eine eigene klare Anſicht haben konnte. Sie fand nur den Muth, ſanft bittend zu erinnern:

„Sei vorſichtig; ich weiß wohl, Du biſt ſo viel klüger und verſtehſt es beſſer, eine Sache durchzuführen, als ich, aber bitte, Henriette, ſei vorſichtig!“

Als nach einigen Stunden Doctor Grey und Chriſtine noch nicht gekommen waren, griff Fräulein Henriette mit einer ſehr entſchiedenen Miene nach ihrem Hut, weil ſie jetzt ſelbſt nach der Rectorei gehen wollte; und wieder wußte Tante Marie nichts zu ſagen, als ihre Bitte um Vorſicht zu erneuern, eine Erinnerung, welche von den Menſchen, die gern mit Feuer und Schwert ſpielen, ſelten beachtet wird.

Es war ein ſchöner Spaziergang durch den ſtillen, milden Herbſtabend, ein leiſer, weißer Duft ſtieg von den am Ufer des Avon liegenden Wieſen auf und ſchwebte leicht um die hohen Thürme der verſchiedenen Kirchen und Stiftsgebäude, dort noch von den letzten Gluthen der untergehenden Sonne roſig verklärt. Fräulein Henriette bemerkte in ihrer Erregung nichts von der Schönheit ringsumher; ſie ließ ſich herab, mit Phillis eine Unterhaltung anzuknüpfen, aus der ſie, ohne ſich zu verrathen, wie ſie meinte, Manches erfuhr, namentlich, daß Sir Edwin Uniacke noch immer das Collegium umſchwärme, viel in der Allee bemerkt werde, von wo aus er ſtets nach den Fenſtern des Hauſes blicke, einige Male habe er auch die Kinder auf den Spaziergängen angeredet.

„Aber Frau Grey ſieht es nicht gern. Ich glaube, ſie möchte die Bekanntſchaft abbrechen“, ſagte die ſchlaue Phillis, die ebenſo viel erfuhr, als ſie mittheilte.

„Wie, waren ſie denn jemals —“ doch ein Gefühl weiblicher Würde und Klugheit vermochte Fräulein Henriette innezuhalten und mit ruhiger Sicherheit fügte ſie hinzu: „Wahrſcheinlich will Frau Grey ſeine Bekanntſchaft nicht fortſetzen. Man ſpricht nicht überall Gutes von ihm.

„Das weiß ich!“ entgegnete Phillis mit bedeutungsvollem Ausdruck.

Die beiden Frauen, Herrin und Dienerin, wechſelten einen ſchnellen Blick. Beide waren klug und ſcharfſichtig, und das Urtheil, welches ſie gegenſeitig über einander fällten, war treffend. Wahrſcheinlich aber prüfte keine ſich ſelbſt und erforſchte die Urſachen, welche ihrer Beurtheilung jener dritten Perſon, der armen Chriſtine, zu Grunde lagen. „Sie hat mich in meiner Stellung beſchränkt und mir die Herzen der Kinder geſtohlen.“ — „Sie kränkte mich, indem ſie ſich meiner Autorität widerſetzte.“ — Schwerlich würde die Wärterin noch die Tante dies als die Beweggründe ihrer Handlungsweiſe angegeben haben, und trotzdem war es ſo.

Als ſie, in die Halle des Hauſes tretend, ſich plötzlich Chriſtinen gegenüberſahen, die mit dem Hut in der Hand aus dem Garten kam, dem einzigen Orte, an dem ſie ſich jetzt noch allein erging, fuhren Beide unwillkürlich zuſammen, als ob ſie bei einem Unrecht ertappt ſeien. Sie ſah ſo ruhig und ſanft aus, ernſt und doch lieblich, anmuthig und beſcheiden, wie ein Mädchen, und voll edler Würde, wie es einer verheiratheten Frau ziemt; ſie war ſo ganz arglos und unbewußt Alles deſſen, was gegen ſie geſagt oder unternommen ward, daß, wenn dieſe beiden böswilli-

gen Frauen ein Gewiſſen hatten — und daran war nicht zu zweifeln — es ſich ſtark regen mußte.

„Wie freundlich von Ihnen, Fräulein Gascoigne, die Kinder heim zu begleiten! Mein Mann und ich wir wollten hinauskommen, aber er mußte in dem Stifte ſpeiſen. Ich hoffe, er wird bald wieder frei ſein und dann mit Ihnen nach Hauſe gehen. Bitte, treten Sie ein, Sie ſehen ſo angegriffen aus!“

Frau Grey's Weſen und Worte, ſo ganz ſchuldlos und natürlich, verwirrten ihre Feindin für den Augenblick. Ja, ihre Feindin, doch eine ehrliche, es redlich meinende. Von den vielen verletzenden und grauſamen Handlungen, welche in dieſer Welt begangen werden, wie viele geſchehen aus Pflichtgefühl und Gewiſſenhaftigkeit, indem die Menſchen ſich ſelbſt überreden und betrügen, als handelten ſie aus den edelſten und reinſten Beweggründen, alle chriſtlichen Tugenden in Kraft treten laſſend, ja — aber nicht in ſich ſelbſt, nur gegen Andere. Ein Gebot ſtreichen ſie jedoch meiſt von ihrer Gedächtnißtafel:

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“

Für den Augenblick war Fräulein Henriette ganz verwirrt. Ihre ſtrengen Vorwürfe, ihr beſchützendes Mitleid entſchwanden ihr. Der hohe Berg des Verdachtes und der Anſchuldigung ſank zu dem kleinen Maulwurfshügel herab. Die ſchlagenden Beweiſe der Schuld zerrannen zu ganz gewöhnlichen und natürlichen Ereigniſſen und Alles dies nur durch den Blick auf Chriſtinen's reines und ruhiges Antlitz. Ihre ganze Erſcheinung widerſprach in ihrer edlen Würde ſo durchaus dem Bilde von einer koketten Frau, wie man ja deren hunderte in der Geſell-

ſchaft findet. Und an etwas Schlimmeres zu denken, das war lächerlich, ja unmöglich.

Eine ganze Zeit brachte Tante Henriette in ruhigem Geſpräche über alltägliche Gegenſtände zu, ſogar außergewöhnlich mild redend, ehe ſie zu dem wahren Grunde ihres Beſuches überging. Erſt als die Stunde, da Doctor Grey kommen ſollte, immer näher rückte, ermannte ſie ſich, dem Ziele zuzuſchreiten. Sie fühlte inſtinctartig, daß es ohne ſeine Gegenwart beſſer erreicht werden würde.

Ohne Chriſtine anzublicken, die ihr ſo friedvoll gegenüberſaß, in das verſchwimmende Dämmerlicht hinausſchauend, ſchleuderte ſie ihren Donnerkeil auf einmal.

„Wir hatten heute einen Beſuch von Sir Edwin Uniacke.“

„Das ſetzte ich voraus, da ich ihm mit den Kindern auf dem Wege nach Avonſide begegnete.“

Wie in dieſer Welt der Verſtellung und des Betruges zuweilen die reine, ſchlichte Wahrheit verwirren kann. Bei dieſer Antwort ſah Fräulein Henriette beſtürzter aus, als wenn ſie eine ganze Menge Lügen vernommen.

„War dies der Grund, weshalb Sie wieder nach Hauſe zurückkehrten?“

„Theilweiſe. Ich hatte etwas zu beſorgen vergeſſen, was mein Mann brauchte, aber ich wollte auch Ihrem Gaſt nicht begegnen.“

„Weshalb?“

„Das müſſen Sie doch errathen. Wie kann ich freiwillig mit Jemand zuſammentreffen, der kein Freund meines Mannes iſt.“

„Auch nicht, wenn derſelbe einſt ein Freund von Ihnen

war? Wie ich höre, hatten Sie früher eine sehr genaue Bekanntschaft mit Sir Edwin Uniacke."

Der Schlag kam so unerwartet und seine Bedeutung war so durchaus nicht zu verkennen, daß Christine in ihrem jähen Schreck die unpassendste Antwort gab, welche diese Ohren, so eifrig lauschend und bereit, alles Gehörte zu mißdeuten, nur vernehmen konnten. Zitternd fragte sie:

„Wer theilte Ihnen dies mit?"

„Wer? Nun ganz Avonsbridge kennt die Geschichte und spricht von Ihnen und ihm."

Dies war eine jener sogenannten Nothlügen, eine Ausrede, um nicht genau die Quelle, aus der man geschöpft, anzugeben; Fräulein Henriette ermaß nicht ihre Bedeutsamkeit, aber Christine glaubte wörtlich daran und eine eisige Furcht schlich sich mit ertödtender Kälte in ihr warmes Herz. Sie der Gegenstand des Gespräches von ganz Avonsbridge, sie, Doctor Grey's Gattin, welche nicht nur ihre eigene, sondern seine Ehre zu vertreten hatte, mit Sir Edwin Uniacke in dieser Weise genannt! Was sagte man — wie war das Ganze entdeckt worden — wie konnte man ihm begegnen?

Mit einem schnellen Empfinden, daß es ihre Selbsterhaltung gelte, zwang sie sich zur Fassung und Besonnenheit. Sie wußte, mit welcher Gegnerin sie zu kämpfen hatte und daß sie jeden Blick, jedes Wort bedenken müsse.

„Wollen Sie mir mittheilen, Fräulein Gascoigne, wer über mich spricht und was man sagt? Ich glaube, niemals Veranlassung zu einer üblen Nachrede gegeben zu haben."

„Niemals, ſind Sie deſſen ſicher?“

„Vollkommen. Wer ſagte, daß ich einſt „eine ſehr genaue Bekanntſchaft mit Sir Edwin Uniacke gehabt hätte“ — lauteten nicht ſo Ihre Worte?“

„Er ſelbſt!“

„Er ſelbſt?“

Jetzt erkannte Chriſtine die ganze Größe der Verlegenheit, nein, der Gefahr, in die man ſie geſtürzt. Sie befand ſich in der Macht — nicht eines Gentleman, ſondern eines Elenden. Jeder Mann mußte mit dieſem Namen bezeichnet werden, der unter den obwaltenden Umſtänden ſich mit ihrer früheren Bekanntſchaft brüſten, ja, nur derſelben erwähnen konnte.

„Küß ein Mädchen und dann rühm' Dich deſſen!“ ſagt ein altes Sprüchwort. Aber ſelbſt die weltlichſten und leichtfertigſten Männer beſitzen noch ein Gefühl von Ehre, was ein ſolches Thun niedrig und gemein findet. Leider denken viele Frauen nicht ſo.

Nach den ſeltſam mißverſtandenen Begriffen und Geſetzen über weibliche „Ehrenhaftigkeit“ wird es durchaus als keine Schande für eine Frau betrachtet, ſich mit der Liebe eines Mannes zu rühmen und über ſie zu ſchwatzen, aber als die höchſte Ungehörigkeit angeſehen, wollte ſie eingeſtehen, daß auch ſie ihrerſeits überhaupt Liebe empfinden könne. Chriſtine war hierin, wie in manchen Dingen, ſehr verſchieden von ihren Mitſchweſtern. Mit ihrem feſten, heiligen Glauben an und über die Liebe würde es ihr viel weniger feige, niedrig und unehrenhaft erſchienen ſein, offen zu bekennen: „Ich liebte dieſen Mann“, als zu verrathen: „Dieſer Mann liebte mich“.

Mit heißer Entrüſtung, ja Verachtung wiederholte ſie die Frage:

„Er ſprach alſo ſelbſt davon?“

„Das that er. Zuerſt hörte ich durch Fräulein Suſanne Bennett davon, Ihren Schützling, die nach Avonsbridge zurückgekehrt und im Hauſe von Frau Brereton Erzieherin iſt. Und als ich Sir Edwin darum befragte, leugnete er es nicht.“

„Sie befragten ihn?“

„Gewiß. Ich hielt es für meine Pflicht, um das Nähere zu erfahren. Er ſagte, er habe Sie zu Lebzeiten Ihres Vaters gekannt und auf ziemlich vertrautem Fuße mit Ihnen Beiden geſtanden, er und Sie hätten Duetts geſungen, kurzum —“

„Fahren Sie fort, ich wünſche Alles zu hören!“

„Das iſt Alles. Ich dächte, Frau Grey, es wäre genug.“

„Gewiß. Und das erzählte er Ihnen und Sie hörten ihm zu, befragten ihn gar zuerſt, wiederholten es vielleicht gegen Ihre zahlreichen Bekannten. O, was für eine böſe Frau Sie ſein müſſen!“

Die Worte wurden nicht in wildem Zorn oder Groll der Gegnerin zugeſchleudert, ſondern in kalter, ruhiger Verzweiflung ausgeſprochen. Eine Ahnung von der Schlechtigkeit und Grauſamkeit der Welt, ein Gefühl der Hoffnungsloſigkeit, dagegen anzukämpfen, Wahrheit von Lüge zu trennen, die Bosheit zum Schweigen zu bringen, den Neid zu entwaffnen, das Alles überkam Chriſtinen mit maßloſer Bitterkeit und tiefem Grauen. Es war ihr, als müßte ſie mit David ausrufen: „Die Waſſer der

Trübsal haben mich überfluthet, die tiefen Gewässer sind über meine Seele gegangen."

Selbst wenn sie nicht vollkommen tadelfrei war — wer steht in diesem Leben ohne Tadel da? — selbst wenn sie aus Irrthum einen Mißgriff begangen, ihre Strafe war zu hart. Gerade jetzt, da ein reiches, goldenes Glück für sie anbrach, da die Gewissensbisse über ihre eilige Heirath und den einstigen Mangel an Liebe gegen ihren Gatten verschwunden waren, nun, da ihr Herz bei seinem Schritt, dem Tone seiner Stimme schneller schlug und ihre ganze Seele sich in dem klaren Lichte seiner liebevollen Blicke sonnte — jetzt kam das Schreckliche über sie. O, es war zu hart!

„Nun, Frau Grey, was können Sie zu Ihrer Entschuldigung sagen?"

Christine blickte auf, unwillkürlich erhob sie ihre Hände, die dann aber wieder herabsanken, doch sie sprach kein Wort.

„Sie müssen einsehen, welch' eine unangenehme Sache dies ist und wie es durchaus nöthig für mich war, mit Ihnen darüber zu sprechen. Wie leicht könnte die Geschichte zum Stadtgespräch werden. Eine Bekanntschaft vor Ihrer Heirath und dieselbe so geheim gehalten, daß Ihre nächsten Verwandten, selbst ich, nicht die leiseste Ahnung davon hatten! — Sie müssen begreifen, Frau Grey, was für Schlüsse die Leute daraus ziehen werden. Nicht, daß ich das Geringste zu Ihrem Nachtheil glaubte — wahrhaftig nicht. Deshalb schenken Sie mir Ihr Vertrauen und ich will ganz Avonsbridge die Sache im rechten Lichte zeigen. Hören Sie mich?"

„Ja.“

Die Vorfreude, ihren mächtigen Schutz zu gewähren, einmal wieder die Erste, die leitende Gottheit in einer Angelegenheit zu sein, machte Tante Henriette ordentlich liebreich und zärtlich und fast innig sagte sie:

„Nun denn, meine Liebe, sprechen Sie, vertrauen Sie mir Alles an, was Sie zu Ihrer Entschuldigung zu sagen haben.“

„Nichts.“

„Nichts — wie meinen Sie das?“

Es mag nach allem Vorhergehenden seltsam erscheinen, zu behaupten und noch schwerer zu beweisen, daß Fräulein Henriette im Grunde des Herzens weder schlecht noch böse war. Sie hatte ein sehr hitziges Temperament und eine ungewöhnlich große Selbstsucht. Aber man begegnet oft im Leben Charakteren, welche trotz dieser beiden Fehler viele gute Eigenschaften besitzen.

Ein tiefes, unverstelltes Weh, mit wahrem Mitgefühl vermischt, wurde in Fräulein Henrietten's Antlitz sichtbar, als sie die furchtbare Gemüthsbewegung bemerkte, welche ihre Worte in der jungen Frau hervorgerufen. Für diese ungeheure Erschütterung fand sie in der Engherzigkeit ihrer Natur, die nur immer das Schlimmste vermuthete und überall Verdächtiges sah — nur eine Ursache: wirkliche Schuld.

Sie war jetzt selbst entsetzt über ihre Einmischung in diese Angelegenheit. Wenn diese sich nun nicht als ein Geklätsch, sondern als ein wirklicher Scandal herausstellte, wodurch der Familie Grey und ihr selbst für ewig ein Makel beigebracht wurde?

Das war der Schwerpunkt aller ſo plötzlich erregten Befürchtungen — wenn auf ſie ſelbſt etwas von der Schande zurückfiele! Wenn ſie ſich nun in eine Sache gemiſcht hatte, welche keine gebildete Frau berühren durfte, ohne nicht ſelbſt etwas Unpaſſendes zu thun, das vielleicht ſogar einen Fleck auf ſie warf? Man denke, wenn Chriſtine, zum Vertrauen aufgefordert, etwas mittheilte, was keine feine Dame hören durfte. Welch eine fürchterliche Lage für Jeden, doppelt ſo für ſie — Henriette Gascoigne! Und was ſollte ſie Doctor Grey ſagen?

Mochte ihr Herz hart ſein, der Gedanke an ihren Schwager und ſeinen Schmerz fand eine weiche Stelle darin. Ihre ſonſt ſo klare, kalte Stimme zitterte wirklich, als ſie ausrief:

„Ihr armer, armer Mann! Was ſoll aus ihm werden?“

Mit einem ſchrillen Schrei ſprang Chriſtine auf.

„Ja, es iſt das Beſte — ich weiß jetzt, was geſchehen muß. Ich will es meinem Mann erzählen!“

Tante Henriette blickte die junge Frau entſetzt an, in dem Glauben, ſie habe den Verſtand verloren. Und in der wilden und haſtigen Weiſe, wie ihr Opfer aus dem Zimmer ſtürzte, lag etwas Wahnſinniges, gleichſam als habe das Uebermaß eines plötzlich hereingebrochenen Jammers Chriſtinen's Vernunft verwirrt.

Tante Henriette wußte nicht, was ſie thun ſollte. Chriſtinen zu folgen, verbot ihre Würde, und nach Hauſe zurückzukehren, ohne ihre Miſſion erfüllt zu haben, war unmöglich. Sie beſchloß, noch ein wenig zu warten, um zu ſehen, wie ſich Alles geſtalten werde.

Es sei noch einmal erwähnt, Fräulein Gascoigne war nicht schlecht, sie war nur irre geleitet und hatte sehr oft eine unrichtige Auffassung der Dinge. Sie meinte es nicht böse; die wenigsten Menschen beabsichtigen Böses — sie thun es nur. Tante Henriette hatte sich von Anfang an gegen ihres Schwagers Heirath aufgelehnt, nicht im Allgemeinen, so thöricht war sie doch nicht, aber gerade gegen dieses Mädchen war sie eingenommen. Erstens weil Christine nur eine Gouvernante war und die Tochter eines nicht sehr achtbaren Mannes, weder Vermögen noch Ansehen in die Familie brachte, und dann, weil es Fräulein Henrietten's Selbstliebe schwer verwundete, daß sie nicht um Rath gefragt, nicht die Heirath durch sie gestiftet wurde.

Deshalb war sie entschlossen, alles sie Betreffende im schlechtesten Lichte zu sehen, nichts zu beschönigen, nichts zu entschuldigen. Sie hatte sich überredet, daß die Sache so und so wäre und deshalb auch nothwendiger Weise sich so und so gestalten müßte. Audi alteram partem war ein Spruch, der für Henriette Gascoigne nicht existirte; ja, sie würde buchstäblich nicht geglaubt haben, es könne eine andere Seite geben, weil sie selbst nicht fähig war, diese zu sehen.

Dessenungeachtet war sie nicht grausam von Natur, und die Qualen, welche sie während der wenigen Minuten erduldete, als sie an den harten Schlag dachte, der Doctor Grey und seine Familie treffen mußte, waren wirklich so groß, um in etwas ihre Schuld zu tilgen. Denn mit dem exaltirten Menschen eigenen Geschick vergrößerte sie Alles in der furchtbarsten Weise und

malte sich ein Bild kommenden Elendes mit den grellsten Farben.

Als sei selbst sie eine Schuldige, so fuhr sie empor, da Phillis die Thür öffnete und mit einem Briefe in der Hand eintrat.

„Verzeihung, Fräulein, ich glaubte, Sie wären Frau Grey!“

„Sie ist soeben hinaufgegangen und wird gleich zurückkehren“, erwiderte die Dame, eifrig bemüht, bis zum letzten Augenblick den Schein zu retten. „Ist der Brief für sie? Soll ich ihn ihr bringen?“

„Danke, ich werde ihn selbst abgeben, doch es ist der letzte, den ich besorge, denn es ist nicht mein Amt“, fügte Phillis sehr erregt und entrüstet hinzu, wobei sie den Brief zu Boden fallen ließ.

Beim Scheine eines Wachsstockes suchten Beide danach — weshalb Beide, wußte Fräulein Henriette am besten. Sie nahm ihn auf und ehe sie ihn zurückgab, hatte sie Alles genau bemerkt, die Handschrift, das Siegel, das rosenfarbene Couvert mit den Buchstaben E. U. in einer Ecke.

Ein gemeinsames Gefühl, der letzte Funke von Zartsinn und Mitleid, hielt beide Frauen, Herrin und Dienerin ab, sich gegenseitig ihr Vertrauen zu schenken, wenn Fräulein Henriette sich wirklich so weit hätte herablassen können. Doch ohne ein Wort zu wechseln hatten sie errathen, von wem der Brief kam, und es war Keiner ein Geheimniß, daß auch die Andere wußte, Sir Edwin Uniacke sei der Absender.

Arme Tante Henriette! Sie war so entsetzt — so

niedergeschmettert, daß sie fühlte, für den Augenblick vermöchte sie nicht mehr zu tragen. Ohne eine Bestellung zu hinterlassen, ohne auf eine Begleitung zu warten, eilte sie, so schnell ihre Füße sie trugen, allein durch den dunklen Abend nach ihrem stillen Landhause zurück.

Siebentes Kapitel.

Nachdem Chriſtine eine volle Stunde in dem Studirzimmer ihres Mannes auf ihn gewartet, erhielt ſie eine Botſchaft von ihm, daß er dieſe Nacht nicht nach Hauſe kommen würde. Ein dringendes Geſchäft nöthigte ihn, eine kleine Reiſe zu unternehmen. Dies war durchaus nichts Ungewöhnliches. Doctor Grey gehörte zu den Menſchen, zu denen alle Freunde und Bekannte immer kommen, ſobald ſie in Noth und Verlegenheit gerathen; und die Fülle der meiſt peinlichen und unangenehmen Angelegenheiten, die er ſtets zu ordnen hatte und in ſeiner großen Güte und Menſchenfreundlichkeit auch wirklich ordnete, war ſehr bedeutend.

So mußte die arme, junge Frau ſich noch gedulden und warten. Sie unterwarf ſich dieſem harten Looſe wie einem Verhängniß; ſie ging endlich zu Bett und verfiel in jenen ſchweren, unerquicklichen Schlaf, der gütiger Weiſe über manche Menſchen ſelbſt bei ihrem tiefſten Kummer kommt. Erſt ſpät am anderen Morgen erwachte ſie, wie aus einer Betäubung.

Gerade beim Erwachen kommt die Erinnerung an eine kürzlich vorher gehabte Freude oder einen erlittenen tiefen Schmerz mit voller Kraft über den Menſchen.

Hätte Fräulein Henriette geſehen, wie die arme Chriſtine von der Angſt, die ſie im Schlafe vergeſſen, gleich ſowie ſie die Augen öffnete, mit jähem Schreck gepackt wurde, ſo möchte ſie entſetzt geweſen ſein über den Jammer, den ſie heraufbeſchworen — aus reinem Pflichtgefühl.

Chriſtine erhob ſich und kleidete ſich an, Alles mechaniſch. Aber ſie mußte ihren Obliegenheiten im Hauſe nachkommen, ihren Platz am Frühſtückstiſch einnehmen und wie ſonſt gegen die Kinder ſein, damit ſie nicht ahnten, es ſei ihrer Mutter etwas Schlimmes geſchehen. Es gelang ihr, mit den Kleinen zu ſcherzen — während innen die verzehrende Angſt brannte. Als die Kinder zu ihren Spielen gegangen, zog Chriſtine ſich in eine ſtille Ecke des Zimmers zurück, um nachzudenken.

Nicht was ſie thun müſſe, das war ſchon entſchieden, wie es geſchehen ſolle, dies beſchäftigte ſie. Auf welche Weiſe ſollte ſie es Doctor Grey beibringen, daß ſeine Liebe nicht die erſte geweſen, die ſie empfangen, daß auch ihr Herz nicht gleichgültig geblieben war und ſie einen ſchönen, ſüßen Liebestraum geträumt, der freilich eine Täuſchung geweſen; wie ihm ſo ſchonend als möglich geſtehen, daß ſie ein ſolches Geheimniß vor ihm, ihrem Gatten, verborgen?

O, wenn ſie es ihm doch ſchon vor der Verheirathung vertraut hätte! Jetzt konnte er glauben, es geſchähe aus Furcht, aus Angſt vor der öffentlichen Meinung, aus dem Wunſche, von ihm beſchützt zu ſein, wenn, trotzdem ſie unſchuldig war, ihr Name befleckt werden ſollte. Denn war ſie nicht in den Händen eines gewiſſenloſen Mannes und einer böswilligen Frau? Es würde erfolglos ſein, ſich

zu vertheidigen. Weshalb sollte sie es dann versuchen? Wäre es nicht besser, sie stürbe — denn oft stieg die heiße Angst und Verzweiflung so hoch zum Herzen empor, daß es ihr war, als müsse sie sterben. — Ja, sterben, still und ruhig, so nur konnte sie den Händen ihrer Feinde entkommen, die sie mit ihrem anhaltenden Haß verfolgten.

Und doch, jetzt sterben, jetzt, da sie fühlte, daß sie ihren Gatten liebe, mit einer so innigen, heißen, Alles überwiegenden Liebe, daß aller Jammer und Schmerz in der einen Furcht sich zusammendrängte — sein Herz zu verlieren. Was die Welt von ihr sprach, Fräulein Henriette von ihr dachte, berührte sie wenig; wie er über sie urtheilte, das war Alles. Würde, nachdem er ihr Geständniß gehört, in seinem großen, reichen, erbarmungsvollen Herzen eine Stimme für sie sprechen und sagen: „Armes Kind, sie war so jung und unerfahren, sie konnte nicht anders handeln", oder würde er es als einen Betrug aufnehmen und ihr seine Achtung, sein Vertrauen, seine Liebe für immer entziehen?

Wie es auch kommen mochte, sie war keinen Moment mehr unschlüssig. Liebe durch Täuschung errungen, ist werthlos. Jetzt, da sie dieses größte und heiligste aller Gefühle in seiner vollen Bedeutung verstand, wußte sie auch, was man ihm schuldete. Wahrheit vor Allem. Selbst wenn die Entdeckung nicht gemacht wäre, so hätte Christine ihrem Gatten doch Alles vertraut. Sie haßte und verachtete sich, daß es noch nicht geschehen, daß sie Tag auf Tag hatte verrinnen lassen, ohne zu sprechen. Es war eine gerechte Strafe für ihr feiges Zaudern.

Es war Christinen klar wie niemals früher, daß so-

wohl Mann als Frau, ehe sie das heilige Ehebündniß eingingen, einander mit jedem Geheimniß ihres Herzens, jedem Vorgange ihres früheren Lebens bekannt machen müßten, und daß dieses Vertrauen dann und später schrankenlos sein solle, nur die Mittheilungen ausschließend, welche von Anderen ihnen geworden und einzig dieser Interessen berührten.

Nun da der Tag der Entscheidung gekommen, der Christinen's ganze Zukunft und die ihres Gatten bestimmen sollte, kehrte auch ihr Muth zurück.

Sie erwartete noch immer zitternd, doch nicht ganz hoffnungslos des Gatten Ankunft. Sie war demüthig und doch stark, mit der Kraft ausgerüstet, welche eine wahre, tiefe Liebe der Frau stets verleiht.

Als die Thür des Zimmers sich öffnete, sprang sie auf, in dem Glauben, Doctor Grey komme, aber es war nur Phillis.

Phillis sah sehr wichtig und herausfordernd aus, als sie ihrer Herrin einen Brief reichte.

„Da, ich habe ihn dies eine Mal angenommen und ihn auch in Ihre Hände überliefert, wie er mich zu thun bat, aber es geschieht nie wieder. Ich bin eine rechtliche Frau und Doctor Grey ist mir stets ein guter Herr gewesen."

„Phillis!" rief Christine voll Staunen, doch als sie den Brief sah, hörte ihre Verwunderung auf.

Das rosige, duftende Papier, die zierliche Schrift, das Wappen, Alles war ihr wohlbekannt.

Flammende Entrüstung, unaussprechliche Verachtung und dann ein Gefühl der Scham, als sei sie selbst für

diese Beleidigung verantwortlich, durchzitterten abwechselnd Christinen's Brust, bis sie sich besann, daß sie nichts verrathen dürfe. Noch mehr um ihres Gatten als ihrer selbst willen durfte sie sich nicht in die Hände einer Dienerin geben.

So warf sie den Brief nicht ins Feuer, noch trat sie ihn mit Füßen, wie ihre gerechte Empörung es wohl entschuldigt hätte. Sie hielt ihn in ihrer Hand, wie ein gewöhnliches Billet und fragte ruhig:

„Wer brachte diesen Brief und wann ist er abgegeben worden?"

„Gestern Abend, doch ich fand Sie nicht mehr hier, ihn abzuliefern. Er wäre beinahe in Fräulein Gascoigne's Hände gefallen und das würde eine allerliebste Scene geworden sein. Uebrigens möchte ich Sie doch warnen, damit Sie Ihr Thun bedächten — Susanne Bennett hat mir Alles erzählt, eine schöne Geschichte für eine verheirathete Frau! Fräulein Gascoigne hat die Sache gemerkt, davon bin ich überzeugt, und wenn Doctor Grey erst davon erfährt —"

„Halt!" rief Christine fest, obgleich sie todesbleich wurde. „Sie scheinen von einem seltsamen Irrthume befangen. Es ist hier von keinem Geheimniß die Rede. Tragen Sie diesen Brief augenblicklich in das Zimmer meines Mannes, es ist seine Angelegenheit, er wird ihn beantworten. Ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit Sir Edwin Uniacke!"

Phillis blickte ganz bestürzt darein. Obgleich ihre Herrin kein weiteres Wort hinzufügte, so lag etwas in ihrem edlen, ruhigen Wesen, das ihre vollkommene Un-

ſchuld beſſer bewies, als die eifrigſte Selbſtvertheidigung oder der heftigſte Zorn es gethan hätte.

„Wenn ich ein Verſehen gemacht habe, Frau Grey, ſo bitte ich Sie um Verzeihung“, ſagte ſie faſt demuthsvoll.

„Wofür? Doch nur darüber, daß Sie mir einen Brief in dieſer heimlichen Weiſe überbringen wollten, der an der Thür meines Hauſes öffentlich an Barker abzugeben war, es iſt ſein Amt, unſere Briefe zu empfangen, nicht das Ihrige. Merken Sie ſich das für die Zukunft! Und jetzt tragen Sie dieſes Billet nach Doctor Grey's Zimmer.“

Phillis zögerte. Wieder und wieder blickte ſie nach ihrer Gebieterin, die ſo ruhig, edel und ſtolz vor ihr ſaß, mit einem Ausdruck unverkennbarer Reinheit in dem ſchönen Antlitz. Wie hatte ſie dieſelbe ſo ganz falſch beurtheilt und ſchwere Anklagen gegen ſie gehäuft. Was Unſchuld war, konnte Phillis genau erkennen, denn ach, die arme Frau wußte, was ſie nicht war. Bei dem Gedanken, was ſie ſelbſt an Stelle ihrer Herrin gethan haben würde, erzitterte die Kinderfrau.

„Wenn Sie fortan Groll gegen mich hegen, Frau Grey, ſo wäre es wohl das Beſte, ich bäte ſelbſt um meine Entlaſſung — aber es würde mir das Herz brechen, mich von den Kleinen zu trennen.“

„Ich habe nicht den Wunſch, Ihnen Ihren Dienſt zu kündigen; auch liegt es nicht in meiner Natur, nachzutragen und zu grollen; das Leben iſt zu kurz, um es durch dergleichen zu verbittern.“ Wie von einem unwillkürlichen Drange getrieben und von dem Wunſche nach häuslichem Frieden beſeelt, ſagte Chriſtine ſanft:

„Phillis, es iſt ſtets mein Beſtreben geweſen, Sie

wie eine gute Herrin zu behandeln, weshalb wollen Sie mir keine gute Dienerin sein? Sie lieben die Kinder, Sie sind ihnen eine gewissenhafte Wärterin, warum zweifeln Sie, daß ich eine pflichttreue, zärtliche Mutter sein werde? Lassen Sie uns von heute an mit der Vergangenheit brechen und einen neuen und besseren Anfang machen, der zu einem guten Ende führen soll."

Sie hielt ihre Hand hin und Phillis nahm sie, indem sie fest in das gütige, freundliche Gesicht ihrer Gebieterin blickte, die, so edel und stolz sie war, doch nicht sich beschämt zeigte, die Freundin einer armen Dienerin zu sein. Eine heftige Gemüthsbewegung schien in Phillis zu kämpfen, sie sprach nicht, doch mit einem Laute, der einem heftigen Schluchzen glich, eilte sie aus dem Zimmer.

Nachdem sie gegangen, sank Christine erschöpft nieder. Mit verzweifelter Selbstbeherrschung war es ihr gelungen, sich aus Phillis Macht zu befreien und sich von dem Verdacht zu retten, sie, Doctor Grey's Gattin, könne Gelegenheit gegeben haben, um auf heimliche Weise einen Brief, einen Liebesbrief zu erhalten. Als aber die Anspannung aller Seelenkräfte vorüber, als diese Gefahr beseitigt, brach Christine zusammen. Ein convulsivisches Schluchzen rang sich aus ihrer Brust, sie zitterte und bebte, es war ihr, als müsse sie sterben. Inmitten dieses Paroxismus des Schmerzes erschien Fräulein Henriette.

Die Arme hatte die ganze schlaflose Nacht mit Denken und Sprechen über ihre Pflicht und das geschehene Unrecht zugebracht, beide Begriffe so durcheinander werfend, daß kaum noch eine klare Ansicht zu erwarten war. Eine jede Sache, welche von einer Natur wie Tante Henriette's,

während zwölf langer Stunden bedacht, erwogen, besprochen worden war, mußte nothwendiger Weise ihre ursprünglich wahre Gestalt vollkommen eingebüßt haben. In dem festen Glauben, daß sie berufen sei, von der Familie ihres Schwagers Schimpf und Schande abzuwenden, mit der redlichen Absicht, es zu thun, hatte das arme Fräulein zu Gunsten ihres Vorhabens ihren täglichen Gewohnheiten entsagt. Zu einer unerhört frühen Stunde verließ sie ihr Bett, kleidete sich an, und nach einem sehr hastigen Frühstück machte sie sich auf den Weg nach St. Bede. Nie konnte ein Sterblicher sich erinnern, Fräulein Gascoigne um diese frühe Morgenzeit schon auf der Straße gesehen zu haben. Um neun Uhr stand sie an der Thür des Rectorhauses, bleich und elend aussehend und kaum im Stande, ihre innere Erregung zu verbergen, doch entschieden, „ihre Pflicht zu thun", wie sie sich ausdrückte.

„Sie brauchen mich dem Herrn nicht zu melden, Barker, ich will nur mit Frau Grey etwas besprechen und die Kinder sehen."

So trat sie in das Wohnzimmer, sank Christinen gegenüber auf einen Stuhl nieder, athemlos von dem eiligen Gange und der inneren Aufregung.

Fräulein Henriette war wirklich zu bemitleiden. Gewöhnliches Geklätsch, Stadtgespräche, ein wenig chronique scandaleuse waren ihre Wonne, ihr richtiges Element und mit vollem Eifer hatte sie die Geschichte mit Sir Edwin Uniacke ergriffen; jetzt aber, da es vielleicht mehr als ein bloßes Geschwätz, da es Schande in sich bergen konnte, wurde sie von Entsetzen übermannt. Denn Schande, Entehrung in den Augen der Welt und in ihrem Sinne auf-

gefaßt, war das Furchtbarste, was sie sich denken konnte. Nur wie es nach außen hin wirkte, machte Fräulein Henriette Sorge, denn von einem tief inneren Jammer, von Schuld und Elend, die aber durch Reue gesühnt und getilgt werden konnten, davon hatte sie keine Ahnung. In diese Tiefen menschlichen Irrens und menschlicher Größe verstieg sich diese weltliche, nur auf der Oberfläche lebende Frau niemals.

Sie war, wie auch ihr Aussehen zeigte, weniger entrüstet als erschreckt; die vermeintliche Sünde beschäftigte sie nicht so, als das Streben, diese zu verdecken, um jeden Preis die Sache zu verbergen, damit nur die Welt nichts davon erfahre.

„Sie sehen, Frau Grey, ich komme doch wieder", sagte sie mit großem Ernst. „Trotz allem gestern Vorgefallenen bin ich wieder hier, um mit Ihnen zu berathen. Ich erkläre mich bereit, Alles zu übersehen und nach besten Kräften zu verheimlichen. Marie und ich haben diese Nacht viele Pläne entworfen, um Sie nur für die erste Zeit, bis das Gerede sich verloren hat, aus der Stadt zu entfernen. Es kann ja heißen, Sie wären an die See gegangen zur Stärkung Ihrer Nerven, oder Arthur müsse Landluft genießen. Reisen Sie, wohin und unter welchem Vorwande Sie wollen, aber Avonsbridge müssen Sie verlassen."

„Ich Avonsbridge verlassen? Warum?"

„Sie wissen den Grund. Arme, irregeleitete Frau, er kann Ihnen nicht verborgen sein. Sie hatten vor Ihrer Verheirathung einen Liebhaber — erzählten dies nicht Ihrem Gatten — der junge Mann trifft sich noch jetzt mit Ihnen, schreibt an Sie. — Ich sah den Brief."

„Sie haben den Brief gesehen?“

Da blieb keine Hoffnung für Christine. Sie war zu Grunde gerichtet, wie mancher Unschuldige es schon vor ihr gewesen, durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände, welche als Zeuge gegen sie auftraten. Wahrheit und Lüge hatten sich hier zu einem solchen Gewebe der Wahrscheinlichkeit geschürzt, daß selbst ein unparteiischer Richter dadurch getäuscht werden konnte. Ruhig und hoffnungslos saß die junge Frau da. Mochte Fräulein Gascoigne und die ganze Stadt reden, was sie wollten, sie würde ihre Lippen nicht zu ihrer Vertheidigung öffnen.

Ein kaltes Entsetzen schlich an ihr Herz heran, dann wieder schossen Feuerströme durch ihre Adern, ihr war, als müsse sie den Verstand verlieren. Die ganze Welt drehte sich um sie — nirgends ein Halt, selbst Gott hatte sie verlassen — sie mußte versinken.

In diesem Moment, als ihre Qual den höchsten Grad erreicht, öffnete sich die Thür und Doctor Grey trat ein.

„O, mein Gatte — mein Arnold! Schütze mich, rette mich vor ihr — rette mich!“ schrie sie mit wildem Jammer. Und ohne nun noch einem anderen Gedanken Raum zu geben, als daß er, ihr Vertheidiger, Beschützer, ihr sicherer Halt, da sei, stürzte sie auf ihn zu und barg ihr Haupt an seiner Brust.

Und auf diese unvorhergesehene und unvorbereitete Art, ob durch sie oder Fräulein Henriette, ob von Beiden zugleich erzählt — Christine erinnerte sich dessen niemals klar — erfuhr ihr Gatte ihr Geheimniß, den einen traurigen Irrthum ihres armen Mädchenherzens.

Er nahm das Geständniß sehr ruhig auf, wie es

überhaupt in seiner Art lag, denn Arnold Grey war kein Mann für tragische Auftritte. Auch jetzt schien er nur darauf bedacht, seine Frau zu beschwichtigen und zu beruhigen; er führte sie zum Sopha, legte sie dort nieder und beugte sich mit unendlicher Zärtlichkeit und innigem Mitgefühl über sie.

Christine bemühte sich, sein Antlitz zu sehen, vermochte es aber nicht. Ihre zitternden Finger suchten nach seiner Hand und mit warmem, festem Druck umfaßte er ihre kleine, kalte Rechte. Jetzt wußte sie, daß Alles gut, daß sie gerettet sei.

Nein, er würde sie nimmer verlassen. Er hatte sich ihr gelobt in ewiger Liebe und Treue, und diese würde er ihr erhalten. Wie sie auch war, was die Welt über sie denken mochte, sie blieb sein Weib, er liebte sie. Am Herzen ihres Gatten war ihr Platz, dort ihr sicherer Hafen bis zum Ende ihrer Tage.

Das Nächste, dessen sie sich erinnerte, war seine Anrede an seine Schwägerin, aber die Stimme klang nicht hart, noch verrieth sie großen Schmerz.

„Jetzt, Henriette, theilen Sie mir Alles mit, was Sie gegen meine Frau vorzubringen haben. Daß Sir Edwin ein Bekannter von ihr und ihrem Vater war und sie dies mir nicht erzählt hat, daß sie ihm einige Mal zufällig begegnet ist und er dreist genug war, an sie zu schreiben? Wo ist der Brief?“

Er lag noch auf dem Tisch, da Phillis in ihrem hastigen Fortstürzen ihn vergessen hatte. Doctor Grey steckte ihn uneröffnet in seine Tasche.

„Nun, Tante Henriette, ist das Alles? Haben Sie

weiter nichts zu ſagen, keine größeren Anklagen gegen meine Frau vorzubringen? Reden Sie frei und offen, aber vergeſſen Sie das Eine nicht, Sie ſprechen zu einem Manne und über ſeine Gattin."

So kurz die Worte waren, ſie enthielten viel. Alles, was Arnold Grey Chriſtinen war und jeder brave Mann ſeiner Frau ſein ſollte, die er erwählt als ſein beſtes Theil und ſie zu lieben und zu ſchützen gelobt, ſei es ſelbſt gegen die ganze Welt; in dieſen wenigen Worten lag all' das Heilige und Große, was das Ehebündniß hat, das keine Zeit, kein Wechſel der Verhältniſſe ſchwächen ſoll, das durch keine Veränderlichkeit, kein Vergehen, ja vielleicht ſogar durch die Sünde ſelbſt nicht zu vernichten iſt. Man hat von ſolchem Schutzgewähren gehört — von einem Gatten, der ſeinem Weibe, das gegen ihn geſündigt, doch bis zum Tode ein theilnehmender, väterlicher Freund blieb und die Schuldige nicht aus ſeinem Hauſe verſtieß. Sollte ein ſolches Thun wirklich einem Manne möglich ſein, ſo würde Arnold Grey es am erſten gekonnt haben.

Doch in ſeinem Weſen lag nicht nur Schutzgewähren, ſondern Liebe, jene Liebe, welche die leidenſchaftliche Jugend ſo ſelten verſteht. Chriſtine blickte auf zu ihrem Herrn und Meiſter, demüthig und doch ſo unendlich vertrauensvoll, denn er war zugleich ihr Geliebter und ihr Gatte.

„Tadle Deine Schwägerin nicht", das waren die erſten Worte, die ſie mit ſchwacher Stimme ſprach, „ſie meinte es nicht böſe. Und auch ich hatte nicht die Abſicht, Dich —"

„Still, Chriſtine!" Sanft legte er ſeine Hand auf

ihren Mund. „Dies darf nur zwiſchen Dir und Deinem Gatten beſprochen werden.“

Ob Fräulein Henriette mit einem Male ihren Berg von Anſchuldigungen und Zweifeln in nichts zerfallen ſah oder ob ſie unwillkürlich dem Einfluſſe einer ſo wahren Liebe, eines ſo unbegrenzten Vertrauens unterlag und es deutlich empfand, noch ferner ſich zwiſchen dieſes Ehepaar zu drängen, ſei nicht nur nutzlos, ſondern ſchlecht, das iſt nicht genau zu beſtimmen. Aber ſie fühlte ihren Groll und Zorn ſchwinden, ſie geſtand ſich ein, unrecht gethan zu haben, und faßte eine beſſere Meinung von Allem.

Es geſchah etwas, was wohl noch nie in ihrem Leben dageweſen war: als ſie aufgefordert wurde zu ſprechen, wußte ſie buchſtäblich nichts zu ſagen.

„Nun,“ rief Doctor Grey mit guter Laune, noch die Hand ſeiner Gattin haltend, zu der er ſich auf das Sopha ſetzte, „nun, ſo kann dieſe erſchreckende und hochwichtige Angelegenheit wohl als beendet angeſehen werden. Da ich durchaus zufrieden geſtellt bin in Allem, was meine geliebte und verehrte Frau betrifft, ſo denke ich, meine Schwägerin wird es auch ſein. Ein für alle Mal ſei die Sache abgethan. Söhnt Euch aus, Ihr Beiden — Chriſtine, willſt Du nicht?“

Chriſtine erhob ſich; noch blaß und ſchwankend ging ſie auf Fräulein Henriette zu, die in ſtolzem, bitterem Schweigen verharrte und entſchloſſen war, nicht den erſten Schritt zur Verſöhnung zu thun.

„Vergeben Sie mir, Tante Henriette, wenn ich Sie jemals gekränkt habe, meine Abſicht war es nie. Wir

wollen verſuchen, in Zukunft beſſer mit einander auszukommen, wir müſſen und werden es, denn wir Beide lieben ja Arnold und die Kinder ſo innig."

Dieſe einfach herzlichen Worte, einem ſo tiefen und natürlichen Empfinden entkeimt! — o, wenn dieſes kalte, verhärtete Herz nur bewegt und weich durch ſie würde! Ja, ſie trafen es.

Fräulein Henriette blickte erſt ungläubig auf, dann verlegen und beſchämt nieder; dann ſtreckte ſie ihre Hand aus, erhob ſich und küßte Chriſtine, während zwei große Thränen — nur zwei — langſam aus ihren Augen rollten.

Gott ſei Dank, das Schlimmſte war vorüber. Das Eis dieſes Herzens war geſchmolzen und ſein Lebensſtrom floß klar dahin. Wie lange er ungetrübt bleiben würde, konnte Keiner wiſſen, doch aber das Beſte hoffen.

Und den ganzen Tag ſangen Engel die Jubelhymne in Chriſtinen's Herzen: „Friede auf Erden!" Ja, Friede! Der Kampf war beendet, die Feinde hatten ſich verſöhnt. —

Achtes Kapitel.

Sobald die Thür sich hinter Fräulein Henriette geschlossen, stürzte Christine noch einmal an die Brust ihres Mannes, ihn fest umfassend, und nahe daran, ihm in ihrer unendlichen Liebe und Demuth zu Füßen zu sinken. Und so von seinem Arm umschlossen, theilte sie ihm ohne einen Moment des Zögerns, ohne Beschämung Alles, Alles mit, was ihre früheren Beziehungen zu Sir Edwin Uniacke betraf.

Er lauschte schweigend, zuweilen nur zog er sie inniger an sich und endlich fand sie den Muth, empor in sein Antlitz zu schauen.

„Wie, Du bist nicht böse oder betrübt? Nein, ich könnte mir sogar einbilden, Du lächeltest."

„Ja, mein Kind; denn, um Dir die volle Wahrheit zu gestehen, ich wußte das Alles schon früher."

„Du wußtest darum?" rief Christine im höchsten Staunen.

„Wie ich Dir sage. Niemand theilte es mir mit. Ich selbst entdeckte es, und zwar, ehe ich Dich kannte. Es ist eine seltsame Geschichte, und doch wieder war es natürlich, daß es so kam."

Und nun erzählte er ihr, daß nach der unangenehmen und fast ehrenrührigen Begebenheit, welche Edwin Uniacke's Relegirung aus St. Bede nach sich zog, der junge Mann aus Furcht vor den Gerichten hastig geflohen sei, seine Zimmer offen und alle seine Papiere zurücklassend. Natürlich nahmen der Rector und der Dechant des Collegiums sogleich Besitz davon, und da Doctor Grey mit der verwittweten Mutter des jungen Mannes bekannt war, die ihm selbst in seiner Jugend viel Freundlichkeiten erwiesen hatte, wurde er von dieser gebeten, Alles zu durchforschen und genau zu untersuchen, damit die Familie Uniacke wenn möglich die Wahrheit in dieser beschämenden Angelegenheit erführe, über die Doctor Grey auch jetzt wieder ohne nähere Erklärung fortging, sie nur mit den Worten berührend:

„Es würde durchaus nutzlos sein, die Sache zu erzählen, und sie ist ja zu einem sicheren und befriedigenden Ende gebracht."

Wie viel sein eigenes klares Urtheil und seine kluge, entschiedene Handlungsweise dazu beigetragen, das Ganze so glücklich zu erledigen und den jungen Mann vor einem zerstörten Leben, seine Familie vor tiefer Schande zu retten, das erwähnte Doctor Grey nicht. Aber Christine ahnte es, und diese Ahnung wurde ihr später zur Gewißheit.

„Während ich nun seine Papiere durchforschte", fuhr Doctor Grey fort, „fand ich unter einem ganzen Berge ihn compromittirender Briefe zwei oder drei, die wie weiße Lilienblätter auf einem Haufen Unkraut lagen und „Christine Oakley" unterzeichnet waren. Ich las sie, denn es

war meine Pflicht, ſie zu leſen, doch ich that es im Geheimen, und ſie ruhten ſchon ſicher in meiner Taſche, ehe der Dechant ſie bemerkt hatte. Ich nahm ſie mit nach Hauſe und bewahre ſie noch, denn ſie zeigten mir zuerſt, was ſie war — dieſe meine liebe, erwählte Frau. Aus ihnen lernte ich das reine, einfache, unſchuldige Mädchenherz kennen, und ſeinen hohen Werth ſchätzen, der durchaus nicht geringer ward, weil es einen Unwürdigen umfaßte — und ich glaube, von dieſer Zeit an erſtieg der Wunſch in mir, dies Herz zu erringen, dieſe Perle mein zu nennen."

Doctor Grey erzählte weiter, wie er Chriſtinen's Bekanntſchaft geſucht, erſt durch Geſchäftsangelegenheiten zu ihr geführt, die mit dem plötzlichen Tode ihres Vaters zuſammenhingen, dann aber auch aus dem Grunde, um, wie er es für ſeine Pflicht hielt, ihr die Briefe zurückzugeben und ihr in offener, treuer, väterlicher Weiſe vorzuhalten, in welcher Gefahr ſie geſchwebt und wie es ein großes Glück für ſie ſei, daß ihre Bekanntſchaft mit dem jungen Manne zu einem ſo ſchnellen Ende gekommen, der, wie man damals glaubte, nie wieder wagen würde, nach Avonsbridge zurückzukehren.

Aber Doctor Grey's Vorſatz wurde nie ausgeführt. Das „väterliche" Gefühl ward durch ein anderes verdrängt, das höchſt wirkſam des guten Mannes Mund verſiegelte. Er beſchloß, Chriſtinen zu ſeinem Weibe zu machen, und dann betrafen die Briefe und die ganze Angelegenheit, durch welche er ihr Herz wie ein offenes Buch geleſen hatte und vor nichts zurückbebte, nur ihn allein. Es lag in ſeinem Belieben, wann und wie er wollte

darüber zu ſprechen; wenigſtens überredete er ſich, es könne ſo ſein.

„Vielleicht bin auch ich etwas von einem Feigling geweſen, mein Kind. Wenn ich offen zu Dir geſprochen, hätte ich wohl viel Elend erſparen können. Aber wir Alle machen zuweilen einen Mißgriff, wie ich Dir ſchon früher einmal ſagte. Die Hauptſache iſt, daß wir unſere Irrthümer und Fehlgriffe nicht als ſolche fortbeſtehen laſſen, nicht darunter zuſammenſinken, ſondern ſie im wahren Lichte erkennen und uns beſtreben, ſie gut zu machen. Wenn unſere Heirath eine zu ſchnelle war, von mir aus dem Grunde ſo beſchleunigt, weil es der einzige Weg blieb, wie ich Dich, meinen Liebling, ſchützen und ſchirmen konnte, während Du vielleicht durch meine Ueberredung einwilligteſt — nun wir ſind jetzt doch glücklich.“

Glücklich! Das Wort war zu klein, die ganze Sprache möchte zu arm ſein dafür. Der einzige Ausdruck für ein ſolches Glück iſt Schweigen. — —

„Und was ſoll mit ihm geſchehen?“

„Mit ihm — wem?“

Dieſe Frage Chriſtinen's klang nicht unnatürlich. Denn in dem Wonnerauſch eines liebenden weiblichen Herzens beſteht die ganze Welt oft nur aus zwei Weſen. Die junge Frau wußte in dem Moment nur von ſich und ihrem Gatten etwas. Alles Andere war verſunken und vergeſſen.

Arnold Grey lächelte, doch nicht unbefriedigt. „Ich meinte Sir Edwin Uniacke. Darf ich ſeinen Brief leſen?“

„Gewiß.“

Sie wandte ihr Antlitz ab, tief erröthend in heißer Scham. Es wäre nicht nöthig gewesen. Entweder ist „der Böse“ nicht so schwarz, wie man ihn oft beschreibt, oder, was wahrscheinlicher sein mag, selbst eine sittlich-verderbte Männernatur schrickt zurück, ihre ganze Schwärze der weißen, leuchtenden Reinheit einer edlen Frauenseele aufzudrängen. Schwerlich wird jemals ein unerlaubter oder beleidigender Liebesbrief an eine Frau geschrieben, an dem sie ganz schuldlos ist.

Doctor Grey las Sir Edwin's Epistel an seine Gattin mit der größten Gelassenheit. Als er sie beendet, fragte er:

„Soll ich den Brief laut lesen? Es ist durchaus kein Grund vorhanden, es zu unterlassen. So höre!“

„Meine liebe Christine!

Wenn ich auch Ihrem Gedächtniß entschwunden bin, ich habe Sie nicht vergessen. Es möchte nicht oft geschehen, daß ein Mann zweimal im Leben einem Mädchen gleich Ihnen begegnete. Durch Umstände wurde ich gezwungen, Sie aufzugeben, und wenn es zu meinem Schaden war, mag es vielleicht Ihr Bestes gewesen sein. Ich fühle weder Haß noch Groll gegen den edlen, hochgelahrten Rector und würdige, alte Vogelscheuche, Ihren Gemahl.“

Christine sah empört aus, aber Doctor Grey lachte laut in der vollen Zufriedenheit seines Herzens, und indem er seinen Arm um seine Frau legte, ließ er sie den Brief so weiter lesen.

„Seit einigen Wochen bin ich Ihnen oft gefolgt und

habe Sie aus der Ferne beobachtet. Ganz klar vermag ich den Grund nicht anzugeben, es wäre denn, daß ich Sie einst rasend geliebt habe und vielleicht noch liebe — doch, ich weiß es nicht genau. Aber ich bin ein Gentleman und kein Narr; und wenn ein Mann sieht, daß eine Frau sich auch nicht im Geringsten um ihn kümmert, so ist er ein Narr, wenn er sich noch weiter um sie bemüht.

„Gegen den Zweck dieses Briefes werden Sie gewiß nicht das Leiseste einwenden können, denn er betrifft nur eine Warnung. In Avonsbridge lebt eine junge Person, Susanne Bennett genannt, die durch einige unbedachtsame Worte von mir Sie haßt, wie alle Frauen sich untereinander hassen. (Ich lernte nur eine Ausnahme von dieser Regel kennen, in einem Mädchen, mit welchem ich die Ehre hatte, während vier Wochen täglich zusammen zu sein; diesem Glück verdanke ich es, daß ich ein weniger schlechter Bursche wurde, als ich bis dahin gewesen, Gott weiß es — wenn es nämlich einen Gott gibt und er überhaupt etwas weiß.) Ich wollte Sie also vor dieser Susanne Bennett warnen, aber zugleich noch vor einer anderen Person, die sich als „vornehme Dame" dem armen Mädchen weit überlegen glaubt und ihm dabei so gleich ist, wie eine Erbse der anderen — Fräulein Gascoigne nämlich. Rüsten Sie sich zu Ihrer Vertheidigung, sie mag erfordert werden! Meine beste Waffe, Sie zu vertheidigen, scheint mir, Avonsbridge sogleich zu verlassen. Vielleicht ist es auch räthlich aus Rücksicht für mich selbst; oft ist Schweigen und Fliehen die höchste Hel-

denthat — und Sie sind noch so verzweifelt schön — gerade wie ein Engel. Leben Sie wohl!

Ihr

treu ergebener

Edwin Uniacke."

Ein seltsamer „Liebesbrief", ohne Zweifel, doch kein kränkender, im Gegentheil, es war gut, ihn erhalten zu haben. Viel besser als alle Geheimnißkrämerei war dies offene Bekenntniß des Geschehenen und der ferneren Absichten dieses ungewöhnlichen, brillanten, irregeleiteten jungen Mannes, der gleich einem hellen, leuchtenden Sterne an dem stillen Himmel von St. Bede aufgeblitzt war und dann plötzlich verschwand, doch nicht in hoffnungsloses Dunkel versinkend. Nein, das konnte Niemand voraussetzen nach dem Lesen dieses Briefes.

Die Gatten saßen schweigend beieinander, endlich sagte Doctor Grey:

„Ich glaubte es niemals, daß er ganz verderbt sei, es ist doch noch etwas Gutes in ihm. Und vielleicht wird es für den jungen Mann eine segensreiche, fruchtbringende Erinnerung für sein ganzes Leben bleiben, daß er einmal vier Wochen lang mit Christine Oakley bekannt war, einen tiefen Blick in das reine Herz einer edlen Jungfrau gethan hat."

Christine drückte dankbar die Hand ihres Mannes. Die wenigen Worte trugen eine Fülle heilenden Balsams in sich. Aber sie vermochte nicht zu sprechen, ihr Herz war zu voll von Glück.

„Und was soll nun geschehen?" fragte Doctor Grey nachdenklich. „Er muß doch eine Ursache gehabt haben,

diesen Brief zu schreiben, seine Warnung auszusprechen, und triftigen Grund, zu sagen: Rüsten Sie sich zur Vertheidigung! Er vergißt", fügte Christinen's Gatte zärtlich hinzu, „daß jetzt ein Anderer als Du selbst zu Deinem Schutz und Deiner Vertheidigung da ist."

Christine brach in Thränen aus. Ihre ganze vereinsamte Jugend kam ihrem Gedächtniß zurück, nur noch mehr verlassen und traurig unter dem Schutze eines solchen Vaters; dann das gänzliche Alleinstehen, das auf seinen Tod folgte, wo sie ohne jeden Anhalt sich der Welt mit ihren Gefahren und Schreckniſſen gegenüber befand, der unbarmherzigen Welt, die so gern an einer unbeschützten Frau ihre Bitterkeit ausläßt — alles dies stieg wieder in ihrer Erinnerung empor, doch damit auch das beseligende Bewußtsein, es sei vorüber. Sie stand nicht mehr allein. Jetzt war ihr vor nichts mehr bange; sie hatte nicht mehr nöthig, sich selbst zu beschützen und zu vertheidigen. Aus all ihrem Elend war sie errettet und in den sicheren Hafen gebracht worden, den eines edlen, braven Mannes Liebe seiner Gattin gewährt. Was hatte sie gethan, solchen Segen zu verdienen? Wie vermochte sie ihre Dankbarkeit dafür zu erweisen? Sie konnte nur weinen, Wonnethränen weinen, und sich ihrem Gott gegenüber wie ein glückliches, demuthsvolles Kind fühlen, dem der Vater sein Irren und Fehlen vergeben und es wieder in seine unendliche Liebe aufgenommen hat.

„Ich fühle mich so selig, daß ich fast wünschte, in diesem Augenblick an Deinem Herzen zu sterben", flüsterte Christine.

„Nein, nein, noch nicht, Du liebe, thörichte, kleine

Frau!“ erwiderte Arnold Grey. „Ich hoffe, wir haben noch ein langes Leben vor uns, das meinige ſcheint mir jetzt erſt anzufangen.“

Seltſam, doch wahr. Er ſtand im fünfundvierzigſten Jahre, ſie zählte einundzwanzig und doch war für Beide der wahre Lenz des Lebens erſt jetzt angebrochen.

Nach einem nachdenklichen Schweigen zog der Rector die Klingel. Als der Diener erſchien, fragte er:

„Barker, wiſſen Sie vielleicht, ob Sir Edwin Uniacke noch in Avonsbridge iſt?“

„Ich ſah ihn noch vor einer Stunde beim Senathauſe, Herr Rector.“

„Dann gehen Sie nach ſeiner Wohnung, — liebe Chriſtine, kannſt Du vielleicht dieſe Adreſſe leſen?“ fragte Doctor Grey, ſeiner Frau den Brief hinreichend, den verhängnißvollen Brief, welcher gewiß von der ganzen Dienerſchaft des Hauſes ſchon beſprochen worden war. „Ja, ja, ſo heißt es auch. Alſo Sie gehen dorthin, Barker, und beſtellen, daß Frau Grey und ich uns dem Sir Edwin Uniacke empfehlen laſſen und ihn noch heute bei uns erwarten.“

„Zu dienen, Herr Rector!“ erwiderte Barker, indem er ſeine großen, runden Augen zu einer faſt erſchreckenden Weite aufriß und das Zimmer verließ.

„Was willſt Du ihm ſagen?“

„Die volle Wahrheit. Es iſt die einzige Waffe, deren ſich ein redlicher Mann ſowohl zum Angriff als zur Vertheidigung ſtets bedienen ſollte.“

Gegen Sir Edwin ſchien ſie nicht anzuwenden, denn Barker brachte die Nachricht, er ſei nicht mehr in ſeiner

Wohnung und seine Rückkehr durchaus unbestimmt. So mußte denn auf andere Weise das dumme Geschwätz zum Schweigen gebracht werden, das ohne Zweifel jetzt schon durch ganz Avonsbridge verbreitet war.

„Vielleicht ist die ganze Sache nicht halb so schlimm", sagte Doctor Grey heiter. „Wir machen uns oft viel unnütze Sorge durch die Einbildung, daß unsere eigenen Angelegenheiten für Andere so wichtig sind als für uns selbst. Aengstige Dich nur nicht weiter, mein Liebling. Wir sind jetzt Zwei und in dieser Gemeinschaft wollen wir es schon mit der Welt aufnehmen."

Nachdem ihr Gatte schon lange in seinem Studirzimmer weilte und Christine ihren täglichen Pflichten oblag, von denen der Unterricht der Kinder gerade keine der leichtesten war, klangen seine segenbringenden Worte noch in ihrem Herzen nach, ihm Frieden verleihend. Sie hörte auf, sich um das Kommende zu ängstigen und zu quälen, es schien ihr fast, als könne nun gar nichts Trübes mehr für sie hereinbrechen. Es durchströmte sie eine solche Ruhe und Glückseligkeit, daß ihre ganze Erscheinung durch dieses Empfinden wie mit einem Hauche des Lichtes und der Verklärung umflossen war. Arthur blickte mehr als erlaubt von seinem Buche auf und sagte mit jener innigen Liebe des Kindes, der sich schon etwas von der ritterlichen Bewunderung des Knaben beimischte:

„Mutter, wie schön Du heute aussiehst, noch viel hübscher als sonst."

„Meinst Du? Das freut mich."

Letitia, die ihr früheres förmliches und kaltes Wesen noch nicht ganz überwunden hatte, wenngleich sie schon viel

liebenswürdiger war, schien über diese Antwort sehr erstaunt und ihre Stiefmutter konnte dem kleinen Mädchen nicht vollständig den Grund ihrer Freude erklären. Welche Frau aber wäre nicht glücklich, hübsch zu sein, wenn sie liebt und geliebt wird; dies ist die einzige Ursache, weshalb eine echte Frau sich ihrer Schönheit freut.

Der Tag ging dahin, wie die Tage jetzt in der Rectorei schnell genug verstrichen, trotzdem die bleiche Stifterin von St. Bede und die alten, grauköpfigen, verstorbenen Rectoren noch immer vom Morgen bis zum Abend auf Christinen herniedersahen. Jetzt schien es ihr, als blickte die traurige Königin mit einer Art Neid auf sie, während die mittelalterlichen Doctoren ihr mit einem gutmüthigen Lächeln nachschauten. Die Bilder waren nun auch ein Theil ihrer Heimath geworden, der theuren Stätte, an der ihr Leben verfließen sollte, und sie fürchtete sich nicht mehr wie früher vor ihnen.

Am Abend war die ganze Familie im Gesellschaftszimmer, um Christinen's neues Piano versammelt. Seit Fräulein Henrietten's Scheiden hatte die junge Frau einen lange gehegten Lieblingswunsch ausgeführt, dem jene sich stets widersetzt, das Benutzen des Visitenzimmers. Sie konnte nicht begreifen, weshalb seine reizende, anmuthige Einrichtung nur hin und wieder geladenen Gästen zu Gute kommen solle und nicht täglich auf einige Stunden die Familie erfreuen dürfe. Jetzt ließ sie die Kinder sich an dem Anblick des schönen Gemaches ergötzen und lehrte sie zugleich, wie doppelt vorsichtig und anständig man sich in solcher Umgebung zu benehmen habe. Selbst gegen das kostbare Piano, welches alle Abende zu einer Art Fami-

lienconcert benutzt wurde, waren die Kinder sehr rücksichtsvoll, aus Besorgniß, etwas daran zu verderben.

Christine hatte sich dem mühseligen Geschäft unterzogen, die kleine Schaar singen zu lehren; welche Anstrengung es sie gekostet, werden Musikverständige allein beurtheilen können. Es war möglich gewesen, denn sie hatten alle Stimme, dennoch mußte sie mit großen Schwierigkeiten kämpfen, besonders wenn Oliver im regsten Eifer darauf bestand, seinen Theil zum Concerte zuzugeben. Wie er jetzt dasaß mit den wallenden, goldigen Locken, seinen kleinen, rosigen Mund so weit öffnend, daß er wie ein großes, länglich-rundes O aussah, da glich er so ganz den Bildern eines singenden Cherubs, daß Christine ihn in ihre Arme nahm und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit küßte.

Und dann wurde mit großem Ernst das Gesangsstück fortgesetzt, dessen Musik und Worte sie selbst hatte arrangiren müssen, den Kräften ihrer kleinen Schüler angemessen. Dahin also hatte sie ihr musikalischer Genius geführt, nicht weiter, als daß sie Kinderlieder componirte und einlernte, für die es keinen anderen Applaus gab, als ein leises Bravo vom Kamin her ertönend.

„Hast Du uns denn gehört, Papa? Wir glaubten, wenn Du bei Deinem großen Buche säßest, hörtest und sähest Du nichts."

„Wirklich?" Und Papa's Haupt verschwand von neuem hinter dem mächtigen Folianten, bis es dann wieder einmal zum Lichte emportauchte. Mit einem Blick auf die Uhr erinnerte Doctor Grey, es sei für die Kinder die Zeit gekommen, zu Bett zu gehen.

Des Vaters Wort war Befehl. So hörten die Kleinen denn auf, über ihre drolligen Lieder zu lachen und zu jubeln, und bereiteten sich zu dem ernsten Abendgesange vor, mit dem jedesmal ihre musikalische Unterhaltung geschlossen wurde.

Wohl fast ein Jeder in England kennt dieses Lied, und für die Meisten ist es gewiß das erste gewesen, das ihre Mama sie lehrte. Christine hatte es von ihrer lieben, seligen Mutter gelernt, und auch ihre Kinder mußten vor allem Anderen das Abendgebet lernen:

„Preis Dir, mein Gott, auch diese Nacht!"

Sie hatte die Bedeutung der Worte den Kindern erklärt, und sie sangen es ernst und aufmerksam, nicht achtlos und gleichgültig. Als sie jetzt beim Piano standen, Letitia und Arthur zu jeder Seite der Mutter, während Oliver auf ihrem Schooße saß, da ruhte ein andächtiger, friedevoller Ausdruck auf ihren Gesichtern, welcher selbst die beiden ältesten Kinder hübsch machte, denn ihre Herzen lagen in ihren Zügen; einst waren es kalte, verbitterte Herzen gewesen, doch jetzt sproßte ein neues, schöneres Leben darin. Seitdem die Kinder nichts mehr aus Furcht zu verbergen hatten, seit sie sich geliebt fühlten, waren sie besser geworden. Das Sonnenlicht, welches Christinen's reiche und milde Natur ausstrahlte, das ihres Vaters Herz erwärmt hatte und schon im Hochsommer seines Lebens zum ersten Male des Frühlings Keimen und Blühen in voller Frische darin erweckte, dieses Sonnenlicht war auch segenbringend auf seine armen, mutterlosen Kinder niedergeströmt und hatte ihnen ein neues Dasein geschaffen. Vielleicht waren sie gut, weil sie sich glücklich fühlten, jedenfalls

aber glücklich, weil sie gut waren. Was die rechte Mutter diesen ihren Kindern gewesen, danach fragte oder forschte Christine niemals; jetzt war sie todt, und da sie nun kein unvollkommener Mensch mehr, sondern ein körperloser Geist war, so mochte sie wohl aus ihrem lichten Reiche friedvoll und freundlich auf Alle herniederblicken, zufrieden, daß ihre Kinder so geliebt und auf den rechten Weg geführt wurden.

Klar und süß sangen ihre hellen Stimmen die wohlbekannten Worte, während die Mutter mit ihrem weichen, herrlichen Alt die kleinen Sänger zusammenhielt. Aus Christinen's Herzen war dieses „Preis Dir, mein Gott, auch diese Nacht!" vielleicht noch nie mit tieferer Inbrunst und größerem Jubel erklungen.

„Preis Dir, mein Gott, auch diese Nacht!
Viel Segen hat der Tag gebracht.
Schütz mich mit Deinem mächt'gen Arm,
Dann trifft mich niemals Leid und Harm.

Lehr' mich, zu leben stets auf's neu',
Daß Deinen Blick ich niemals scheu;
Lehr' mich zu sterben, daß ich nicht
Erbebe, rufst Du zum Gericht!

In Dir find' meine Seele Ruh',
Schlaf schließe mir die Augen zu.
Gestärkt erwach' am Morgen ich,
Zu preisen, Gott, von neuem Dich."

Das Lied war soeben beendet — vielleicht hatte der Außenstehende auf seinen Schluß gewartet — als die Thür

ſich öffnete und Sir Edwin Uniacke zum zweiten Male in den Familienkreis dieſes Hauſes trat.

Daß der junge Mann nicht feige war, bewies ſein Kommen. Nachdem er mit ſeiner ſicheren Haltung, — ſein ſchönes Antlitz etwas erhitzt, als ob er ein wenig zu lange bei einem Glaſe Wein geſeſſen — in das Zimmer getreten war, zog er ſich unwillkürlich wieder einen Schritt zurück, als fühle er, die friedvolle Atmoſphäre dieſes Hauſes ſei nicht geeignet für ihn, oder er nicht würdig, hier zu erſcheinen.

„Ich fürchte, zur unrechten Zeit zu kommen, aber ich erhielt ſoeben erſt Ihre Botſchaft, und da ich morgen früh Avonsbridge verlaſſe, blieb mir keine Wahl“, ſagte er zögernd und ſich entſchuldigend.

„Es iſt mir lieb, Sie zu ſehen“, erwiderte Doctor Grey. „Chriſtine, willſt Du die Kinder hinausſchicken, oder beſſer, kommen Sie mit mir in mein Arbeitszimmer, Sir Edwin!“

„Mit Vergnügen!“ erwiderte der junge Mann. In ſichtlicher Verwirrung und vergebens ſich bemühend, ſein ſonſt ſo ſehr höfliches und ſicheres Weſen beizubehalten, verbeugte er ſich gegen Chriſtinen und folgte Doctor Grey.

„Wie ſonderbar. Titia, das war Sir Edwin Uniacke, der Herr, der mich damals anredete, und — “

„Von dem Du immer ſprachſt, bis Phillis es Dir verbot. Ich weiß jetzt, warum wir nicht mehr von ihm reden ſollten, Mutter“ — das kleine Mädchen ſenkte ſein Köpfchen und ein liebliches Erröthen überflog das blaſſe Antlitz und machte es faſt anmuthig — „liebe Mutter,

ich glaube, ich muß es Dir mittheilen, ich vertraue Dir jetzt immer Alles, dies war der Herr, der mit Fräulein Bennett und mir dort spazieren ging. Aber niemals wieder will ich etwas Unrechtes thun oder eine Heimlichkeit begehen, die Dir mißfallen könnte."

„Schön, meine liebe Tochter."

„Und höre, Mutter", rief Arthur schmeichelnd, „glaubst Du nicht, wenn Du nur ein Wort erwähntest, daß Sir Edwin mich wieder einladen würde und ich doch in Lake Hall reiten und fahren könnte?"

„Ich weiß nicht, mein Herzensjunge; ich kann nicht mit Sir Edwin darüber sprechen, wir müssen das Deinem Vater überlassen, er versteht Alles am besten."

In diesem festen, gläubigen Vertrauen, fast so einfach und ohne nach Gründen dafür zu suchen, wie das eines Kindes, überließ Christine Alles ihrem Manne und fühlte sich dabei so sicher und ruhig wie Arthur selbst. Glücklich Beide, Sohn und Gattin, welche so unverbrüchlich auf den Vater und Gatten sich verlassen konnten.

Welch' ein Segen gerade für Christinen, die in ihrem kummervollen, einsamen Leben so wenig Menschen gekannt, die sie hoch verehren und ihnen recht vertrauen konnte, daß Gott ihr diesen braven Mann gesandt, der treu und rein wie Gold war.

Fast eine Stunde blieben Doctor Grey und Sir Edwin in der Studirstube zusammen. Was zwischen ihnen vorfiel, erfuhr nicht einmal Christine; er theilte es ihr nicht mit und noch weniger fragte sie. Was ihr Arnold in dieser Sache that, war, wie sie wußte, hier und überall das Rechte und Beste.

Als er zu ihr zurückkam, saß sie ruhig nähend am Kamin. Sie blickte schnell empor, ihr Mann war allein, und sie lächelte ihm zu.

Auf Arnold Grey's Antlitz lag ein Leuchten, wie es, ohne daß der Vergleich profan klingen soll, vielleicht von jenem göttlichen Angesicht gestrahlt haben mochte, als Er, der Herr, gesagt: „Gehe hin und sündige nicht mehr!"

„Meine geliebte Christine", sagte Doctor Grey, sich neben seine Gattin setzend und ihre Hand nehmend. „Sei ganz beruhigt, es ist Alles gut."

„O, ich bin sehr froh darüber."

„Wir haben jetzt Alles besprochen, selbst von jener Zeit her, da mir Sir Edwin so viel Sorge bereitete, und sind zu einem richtigen Verständniß und gutem Einvernehmen gekommen. Aber auch unseren Nachbarn müssen wir das rechte Verständniß beibringen und ihr Schwatzen wenn möglich beenden. Morgen ist Sonntag, und ich habe Sir Edwin vorgeschlagen, er solle mit mir in der Kapelle zusammentreffen, und Angesichts Aller neben mir in meinem Kirchstuhle sitzen. Hast Du etwas dawider, Christine?"

„Durchaus nicht."

„Dann haben wir den Plan entworfen, und er wird unverzüglich ausgeführt werden, daß er eine lange Reise durch Griechenland und Egypten in Gesellschaft eines alten Freundes von mir unternehmen soll. Der liebe, gute Doctor wird an dem wirklich geistvollen jungen Manne einen sehr angenehmen Gefährten haben, und Sir Edwin ist dadurch gezwungen, seinen früheren Umgang aufzugeben, für eine lange Zeit mit allen alten Verhältnissen

hier zu brechen. Wenn er will, kann er jetzt ein neues Leben beginnen. Und mir ist, als würde dies geschehen."

„Gott sei gedankt."

„So sage auch ich. Seine Mutter war mir eine gute, liebreiche Freundin, als ich gerade in seinem Alter stand. Denke, er ist erst einundzwanzig Jahr. Welch' ein langes und erfolgreiches Leben kann da noch vor ihm liegen."

„Ich hoffe es", sagte Christine ernst. „Vielleicht auch noch ein glückliches. Doch halb so glücklich wie ich kann er nie werden."

„Noch Eines. Er wird wenigstens drei Jahre abwesend sein, und Niemand kann wissen, was ihm in der Zeit geschehen könne, meint er. Er möchte noch einmal vor seinem Scheiden mit Dir einen treuen Händedruck tauschen, wenn Du nichts dagegen hast."

„Nein."

„So komm mit mir in mein Zimmer!"

Sie fanden Sir Edwin am Kaminsims lehnend, das Haupt auf seinem Arm ruhend. Als er es erhob, war es noch immer jener schöne, edle Kopf, den ein Maler gewiß gern zu einem Engel oder einem bösen Geiste benutzt haben würde, je nach dem Ausdruck, den gerade die Züge trugen. Jetzt war es das edle Antlitz, welches Christine früher gesehen, der sprechende, geistvolle Mund, zitternd vor innerer Bewegung, die leuchtenden, wunderbar tiefen Augen, in denen es wie von Thränen schimmerte.

„Sir Edwin, auf Ihre Bitte ist meine Frau gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen und glückliche Reise zu wünschen."

Mit ernſter, ſanfter Würde reichte Chriſtine ihm die Hand dar.

„Ja, ich wünſche Ihnen alles Gute. Wohin Sie auch gehen, Gott geleite Sie!“

„Ich danke Ihnen, Frau Grey. Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“

Und ſo ſchieden dieſe Beiden, deren Geſchicke ſich einſt für eine kurze Zeit einander genähert hatten, um vielleicht nach ihrem damaligen Hoffen und Wünſchen eines zu werden. Sie ſchieden, ohne noch den leiſeſten Wunſch zu hegen, daß es anders hätte kommen mögen, als es kam.

Sie werden ſich wohl ſchwerlich in dieſer Welt wieder begegnen.

Neuntes Kapitel.

Und was wurde aus jedem Einzelnen, der in dieser einfachen Geschichte, wie sie in jeder Familie sich zutragen könnte, eine Rolle gespielt? Ja, es war nur der wahrheitsgetreue Bericht kleinerer und größerer häuslicher Begebenheiten während eines Zeitraumes von sechs Monaten fortgeführt. Keine außergewöhnlichen Ereignisse erregten die Phantasie des Lesers, zu seinem Herzen sollte das Ganze sprechen. Irrthümer und Mißgriffe wurden begangen, schweres Weh folgte, bis sie gesühnt und verbessert waren und dann ein reiches, schönes Glück aus dem Leide emporblühte. Aber der Kampf mit dem Leben kann neues Fehlen und Irren hervorrufen. Ist nicht dies die Chronik des ganzen menschlichen Daseins, aller und jedes einzelnen der Erdenbewohner? Denn Keiner von uns ist entweder ganz schlecht oder ganz gut, Niemand vollkommen oder total gesunken, und oft werden unsere Verdienste so wenig belohnt, wie unsere Sünden bestraft.

Ob Sir Edwin's Zukunft eine helle oder dunkle sein wird, kann allein die kommende Zeit entscheiden. Gegen-

wärtig scheint Alles für das Erstere zu sprechen, besonders da er das Beste gethan, was ein Mann von Vermögen oder auch nur einer von hinreichendem Auskommen thun kann, frühzeitig zu heirathen. Man sagt, er habe eine gute Wahl getroffen. Seine Gemahlin ist die Tochter eines nicht reichen, aber alten Grafengeschlechtes, sie ist nicht schön, doch anziehend, sanft und hochgebildet, dabei einfach und bescheiden, wie man es oft bei den Töchtern der höchsten Stände findet, die weniger Ansprüche machen als die der begüterten Bürgerfamilien.

Außer den Karten, welche seine Heirath in der Rectorei von St. Bede anzeigten, hat Sir Edwin keine nähere Verbindung mit Doctor Grey und seiner Frau anzuknüpfen gesucht. Diese würden es auch nicht wünschen. Der Unterschied in den beiderseitigen Lebensstellungen ist doch äußerlich ein zu bedeutender, als daß ihnen durch eine erneuerte Bekanntschaft das rechte Genüge erwachsen sein würde. Zu einem wahrhaft befriedigenden Umgange gehört eine gewisse Uebereinstimmung nicht nur der Ansichten und Geschmacksrichtungen, auch der Vermögens- und Standesverhältnisse beider Parteien.

In dem stillen, vollkommen zufriedenen Leben, welches die Familie des Rectors von St. Bede führte, hatte man die Existenz von Sir Edwin Uniacke fast vergessen, bis seine Vermählungsanzeige den jungen Mann wieder in Erinnerung brachte und nicht nur formelle Höflichkeits-Glückwünsche, sondern herzinnige Segenssprüche hervorrief.

Die Tanten wohnen noch in dem reizenden Landhause in Avonside, die eine Blumen, die andere ihre weitver-

zweigten Bekanntschaften mit regstem Eifer pflegend. Hoffentlich finden Beide gleiche Befriedigung in ihren so verschiedenen Beschäftigungen. Mit den vorrückenden Jahren, die auch an der klugen, weltgewandten Tante Henriette nicht spurlos vorübergehen und manche kleine Schwächen und Leiden des Alters bringen, welche sorgsame Pflege und gütige Aufmerksamkeit erfordern, die ihr besonders von allen Bewohnern der Rectorei in zartester Weise zu Theil werden — mit diesen vorrückenden Jahren will man bemerken, daß Tante Henriette weniger scharf und herbe wird und nicht nur immer die dunkle Seite der Dinge sieht.

Das ist gewiß, auch nicht der Schatten einer Mißhelligkeit ist jetzt noch zwischen ihr und der Familie ihres Schwagers. Sie spricht sehr viel von der „lieben Frau Grey", ihrem höchst distinguirten Aussehen und feinem Benehmen (eine Bemerkung, die nie Widerspruch erfährt), rühmt, was für eine brave Hausfrau und vorzügliche Gattin sie geworden sei und wie sie Doctor Grey liebe. Dabei läßt sie zuweilen in Momenten großer Vertraulichkeit die Andeutung fallen, daß, wie sie aus sicherer Quelle wisse, Frau Grey als Fräulein Christine Oakley Gelegenheit hatte, eine vorzügliche Partie zu machen, daß sie aber aus Liebe zu Doctor Grey den reichen, jungen Edelmann ausschlug.

Als Christine diese Bemerkung hörte, denn was bliebe in Avonsbridge verschwiegen, entlockte dieselbe ihr ein halb wehmüthiges, halb belustigtes Lächeln, und sie vermochte sich des Gedankens nicht zu erwehren, wie sonderbar es doch sei, daß manche Menschen, welche vor dem Worte

Lüge zurückgebebt sein würden und fest überzeugt waren, daß sie niemals einer solchen sich bedienten, doch die Wahrheit oft so seltsam zu drehen wußten und Wirklichkeit und Phantasie vermischten, daß kaum zu finden war, wo jene aufhörte und diese anfing.

Zuweilen zweifelte Christine, daß es irgendwo vollkommene Wahrheit, Treue und Güte in der Welt gäbe, als bei ihrem geliebten, hochverehrten Manne.

Er fängt nachgerade an älter zu werden, und der große Unterschied der Jahre zwischen ihm und Christinen macht sich dadurch bemerklicher, so daß sie zuweilen mit einem scharfen Weh und banger Furcht auf ihre eigene Jugend blickt, als könne sie ein Hinderniß werden, daß sie Beide, gleich John Anderson und seinem Lieb „den Berg zusammen hinunter stiegen", wie es in dem alten Liede heißt. Aber solche trüben Gedanken verbannte sie bald wieder, sie wurden verscheucht durch den festen, lebendigen Glauben, daß Alles ja doch nur geschähe, wie es Gottes Weisheit als Bestes für uns erkannt habe und Leben und Tod in seiner Hand ruhe.

Ein Wermuthstropfen in dem Becher des Glückes, der sonst für Christinen fast übergeschäumt sein würde, war es, daß sie keine eigenen Kinder hatte. Jede Hoffnung, diesen heißen Wunsch ihres Herzens erfüllt zu sehen, schwand mehr und mehr dahin.

Endlich ließ sie ihn voll Entsagung fallen und nahm Gottes Willen als ihren eigenen an. Es war ein harter Kampf, still in ihrem Herzen ausgestritten, aber der Sieg ward errungen, und sie schloß die Kinder, welche eine gütige Vorsehung ihrem Schutze anvertraut, so fest und

innig an ſich, daß es ihr zuletzt war, als wären ſie ihre eigenen. Sie gediehen vortrefflich ſowohl an Leib als Seele in dieſer Fülle von Liebe, welche, mit redlichem Ernſt und klarer Umſicht vereint, Chriſtinen zu einer der beſten Stiefmütter machte, die es vielleicht je gegeben. Und in der reichen Liebe und Hingebung der Kinder und ihres Vaters fand ſie volles Genüge.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck der Engelhard-Reyher'ſchen Hofbuchdruckerei in Gotha.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Tolleneck.

Eine Erzählung aus der Napoleonischen Zeit

von

Edmund Hoefer.

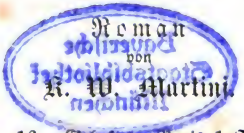
3 Bände. 16. Geheftet, Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Vor hundert Jahren.

Roman

von

R. W. Martini.



2 Bände. 16. Geheftet, Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Gräfin und Marquise.

Roman

von

Gustav vom See.

4 Bände. 8. Geheftet, Preis 3 Thlr. 24 Ngr.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Der Ring der Kaiserin.

Roman
von
Elfried von Taura.

2 Bände. 16. Geheftet, Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Herren von Ettershaiden.

Roman
von
Ernst Fritze.

2 Bände. 16. Geheftet, Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Bahnen.

Roman
von
Louise Otto.

2 Bände. 16. Geheftet, Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Der Freischulze.

Eine Erzählung

von

Moritz Horn.

16. Geheftet, Preis 20 Ngr.

Die Mantelkinder,

oder

Die Herren auf Rheinfeld.

Roman

von

Amely Bölte.

2 Bände. 16. Geheftet, Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Der alte Cardinal.

Historischer Roman

von

G. E. Haas.

4 Bände. 16. Geheftet, Preis 2 Thlr. 20 Ngr.